Dokumentation der 4. Feministischen Herbstakademie 2012

Dokumentation der 4. Feministische Herbstakademie 2012
Occupy feministisch: Zur Wiederaneignung des Arbeitsbegriffs, des politischen Raumes und der sozialen Beziehungen
19.-21.10.2012, Bildungszentrale der ver.di Jugend, Unter den Linden 30, 34311 Naumburg

Hrsg: Die Dialektikfrauen
Titelbild: Julia Kießling, KMedia
V.i.S.d.P.: Julia Killet, Westendstraße 19, 80339 München
Kontakt: Killet@rosalux.de

Veranstaltet durch:
ROSA LUXEMBURG STIFTUNG
WASG Wolfgang-Abendroth-Stiftungsgesellschaft

Inhalt

Teil 1 - Einleitung 4
1.1 Notizen zur Eröffnung der Feministischen Herbstakademie 2012 in Naumburg (Frigga Haug) 6
1.2 Einführung in die Flüchtlingsgespräche von Bertolt Brecht bei der Feministischen Herbstakademie in Naumburg (Frigga Haug) 8
1.3 Exemplarisch: Versuch eines Flüchtlingsgesprächs frei nach Brecht 12

Teil 2 – Berichte aus den Workshops
2.1 Workshop 1: Wiederaneignung des Arbeitsbegriffes 14
2.2 Workshop 2: Wiederaneignung des politischen Raums. 16
2.3 Workshop 3: Wiederaneignung der sozialen Beziehungen 20

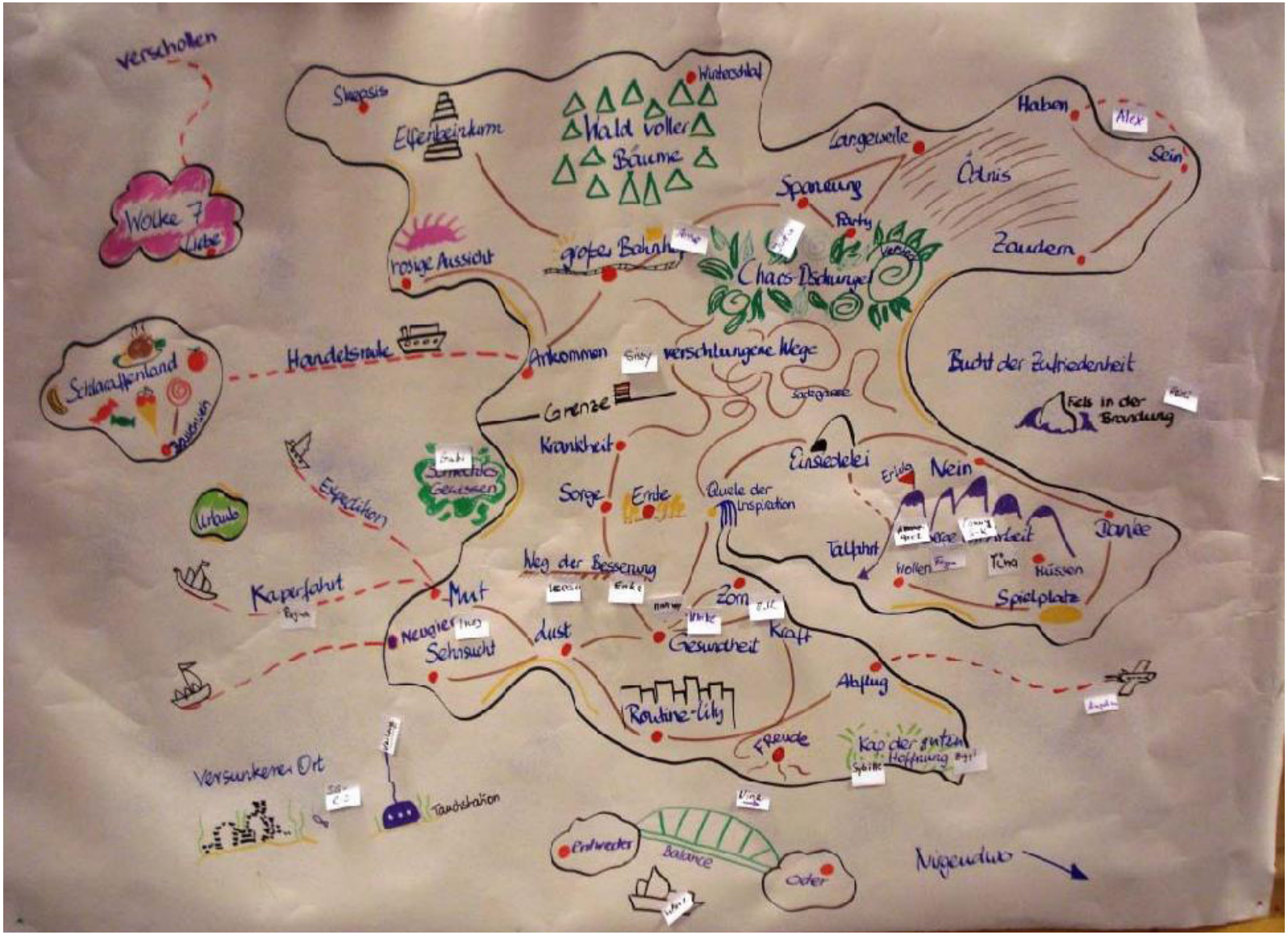
Teil 3 - Material zu den Workshops
3.1 Workshop 1: Wiederaneignung des Arbeitsbegriffes 28
3.2 Workshop 3: Wiederaneignung der sozialen Beziehungen. 60

Teil 1 - Einleitung

Auf der 4. Feministischen Herbstakademie, die unter dem Titel „Occupy feministisch“ stattfand, diskutierten wir in verschiedenen Workshops, wie es uns gelingen kann, uns den Arbeitsbegriff, den politischen Raum und die sozialen Beziehungen (das Feld der Reproduktion) feministisch (wieder?) anzueignen.

Zum Auftakt der Akademie diskutierten wir u.a. über die Begriffe Aneignung (von etwas, das zurzeit von jemand anderem besessen wird), Wiederaneignung (von etwas, dass uns eins gehört hat) und Neuerfindung (im Sinne einer Realisierung von etwas, das es bislang in dieser Form noch nicht gab). Von unseren Wünschen und unserem feministischen Begehren ausgehend, lasen wir literarische und formulierten eigene Utopien. Zugleich reflektierten wir auch Widerstände außerhalb und in uns selbst sowie die Erschöpfung unserer Kräfte als kollektive Erfahrung. Wir erforschten, inwiefern wir uns in Arbeit, Politik und in unseren sozialen Beziehungen als „unter Fremdherrschaft“ erfahren und begreifen. Dabei fragten wir uns skeptisch und ohne damit zum Abschluss zu kommen, inwiefern das Konzept der Fremdherrschaft uns vermeintlich entlastet von unserer Mit-Täterinnenschaft an den Verhältnissen, uns lähmt oder gar erst recht ermächtigt und zum Widerstand ermutigt.

Wir thematisierten (selbst-)kritisch unsere Erfahrungen bezüglich der Unverbundenheit von Theorie und Praxis: Den Aktivistinnen fehlt oft die Zeit zum Lesen und



Einstiegsrunde: Von wo komme ich gerade?

(Nach-)Denken, den Denkerinnen unter uns die Zeit zum Aktivismus. Die Zusammenhänge, in denen wir doch eigentlich anders arbeiten, Politik machen und die Sorgearbeiten teilen wollen, werden ihren eigenen Ansprüchen selten gerecht. Es entstanden unterschiedliche Ideen, wie das Gewollte von uns in die Praxis umzusetzen sei, als Arbeit an uns selbst, als kollektives „sich-kohärent-Arbeiten“, als die Verhältnisse verändernde wirkungsvolle Intervention – „Wie handeln wir so, dass die Realität auch etwas davon merkt?“, fasste eine Teilnehmerin die Problematik zusammen. In der Abschlussrunde kristallisierten sich deutlich Wunsch und Bedarf heraus, an der Frage des „eingreifenden Denkens“ weiter zu arbeiten.

1.1 Notizen zur Eröffnung der Feministischen Herbstakademie 2012 in Naumburg

Frigga Haug

„Occupy feministisch“ ist der Titel unserer diesjährigen Akademie. Er schreibt sich fast natürlich in den Zeitgeist ein. Aber nur fast, denn dieser Zeitgeist ist schon längst wieder im Abschwung. Er ist schon fast gestrig. Die Zelte sind abgebaut, die Entdemokratisierung geht weiter – fast scheint es zwecklos, die Plätze und Straßen sich wieder anzueignen. Aber was meinen wir, wenn wir von Wiederaneignung sprechen? Was gibt es denn wieder anzueignen? Schon taucht die Frage auf, wieso das „wieder“ – wo wir es doch noch gar nicht hatten, was anzueignen wir uns auf den Weg gemacht haben. Und schon sind wir mitten im Streit um ein Wort und mitten drin in den Fragen.

Unser großes Thema ist 4in1. Vermutlich kennen alle hier diese Utopie. Schon an den Themen sehen wir, dass es immer weiter darum geht, die Bereiche – Erwerbsarbeit, fürsorgliches Handeln, Selbstentwicklung und Politik immer weiter zu konkretisieren, uns selbst also anzueignen, wo wir Veränderung für notwendig und machbar halten. Und vor allem daran zu arbeiten, dass wir Vorschläge machen, die an den Herrschaftsknoten gehen, der die Bereiche so zusammenhält, dass immer wieder das Gleiche herauskommt an Herrschaft, wenn wir nur in einem Bereich verändern. Wir also suchen die Verknüpfung der Bereiche, um den Knoten zu lösen.

In unseren Themen steckt, dass wir unter Fremdherrschaft leben, aus der wir uns befreien wollen. Wir müssen unser eigenes finden und wir müssen es uns aneignen wollen. In dieser Richtung gibt es viele mögliche Wege. Wenn man die Geschichte der Völker studiert; wenn man Märchen liest und Sagen, wenn man die Bibel studiert oder Literatur – überall geht es darum, Fremdherrschaft zu entkommen und ein anderes Leben zu suchen, sich anzueignen, Heimat zu finden. So etwa der Auszug der Kinder Israel aus Ägypten, das Märchen vom Schlaraffenland, die Utopien der Frühsozialisten, selbst noch in romantischen Liedern finden wir die Spuren der Versuche, sich sein Leben anzueignen.

Es gibt also viele Wege, von denen viele schon beschritten wurden. Es gibt aber kein Fertiges. Es gibt nicht den unbeschadeten Schatz, der schon da ist und nur noch gehoben werden will, wie in Abenteuerbüchern für Kinder. Nun sind wir mitten in der Dialektik. Den Schatz finden wir in uns selbst. Es geht um nicht weniger als um die Aneignung unseres Wesens, das wir in der Aneignung – oder in der Befreiung - selbst erst gewinnen – wie Marx das in den Feuerbachthesen spricht.

Wir können also nicht darauf warten, dass die Dinge geschehen, und dann ändert sich alles von ganz allein. Wir müssen bei uns beginnen. Wir beginnen mit der Selbstveränderung als notwendige Bedingung und als Resultat. Denn die „Selbstveränderung und die Veränderung der Umstände fallen zusammen“, wie Marx das in den gleichen Thesen sagt. Der Mensch kann sich seine Menschlichkeit nicht aneignen, so er nicht beständig sich und seine Bedingungen verändert. Bei Brecht heißt das ähnlich und zugleich auch verschoben: „Kultur ist das Vergnügen, die Welt zu verändern“. Es geht also auch darum, unsere Kultur zu verändern und sie uns gleichzeitig anzueignen, Mensch zu werden. Bei Gramsci kann man es ebenso studieren. Gramsci zeigt, dass man sich nur zusammenfügen und bewusst leben kann, wenn man zusammen mit anderen die Bedingungen des Lebens verändert und die Gesellschaft gestaltet. Genau dieses also tun wir hier an diesem Wochenende und dann, wenn wir zusammenkommen, um uns und die Gesellschaft zu verändern. Dies aber ist Dialektik. Es ist die Lehre von der Veränderung.

Für uns - jetzt Frauen und nicht allgemein Menschen oder Linke - die, wie Monique Wittig das ausdrückt, der Falle, ein „gutes Wesen Frau“ anzunehmen, nur entgehen können, wenn wir nicht etwa – wie das politisch modern ist - überhaupt nicht mehr von Frauen sprechen, sondern nurmehr von Geschlecht, sondern uns als Frauen begreifen, als diejenigen, die gemeinsam um Befreiung von Frauen kämpfen. Frauen also als ein Projekt, die sich ihr gesellschaftliches Wesen verändernd aneignen. Für Wittig ist es auch die Frage, ob wir Frauen als „Klasse“ bezeichnen können und wollen.

Es gibt also viel zu tun. Wir erleben, dass wir in allem uns bewegen müssen. Unsere Gewohnheiten müssen auf den Kopf gestellt und geschüttelt werden. Die Formen der Politiken gehören auf den Prüfstand und verändert. Denn natürlich finden wir alles, was uns in der Gesellschaft blockiert und verspannt auch in uns. In alltäglichen Redeweisen wie: „mein Mann sagt immer“ etwa sind Jahrhunderte von Unterwerfung zur Floskel erstarrt.

4in1 ist ja ein Entwicklungsprozess, ein Manifest für Veränderung. Es ist inzwischen in mehrere Sprachen übersetzt, in Spanisch, Türkisch, Polnisch und Englisch. Wir werden im Aufbruch Federn lassen, denn Veränderung bedeutet auch die ein oder andere Feder zu verlieren oder gerupft zu bekommen. Und doch ist es kein Leidensweg. Was wir also in unserer Akademie tun, ist das Denken in Veränderung üben, eine Lehre erarbeiten, die alle Verhältnisse in steter Veränderung denkt, an allem zweifelt, nichts für fertig und gegeben erachtet – bis in die Sprache hinein.

Das ist anstrengend – aber es ist vor allem auch Genuss.

1.2 Einführung in die Flüchtlingsgespräche von Bertolt Brecht bei der Feministischen Herbstakademie in Naumburg

Frigga Haug

Die Einführung in die Workshops morgen findet heute in Form der Flüchtlingsgespräche von Brecht statt. Was hat plötzlich ein Stück Prosa von Brecht bei der Feministischen Herbstakademie zu suchen? Brecht ist immer ein guter Ratgeber, weil er die Verhältnisse gegen den Strich bürstet. Seine Dialektik ist umstürzlerisch. Heute also nutzen wir die Flüchtlingsgespräche.

Einige methodische Überlegungen:

Die von Brecht als Flüchtlingsgespräche bezeichneten Unterhaltungen – die Dialogform als eine Schreibweise, die ihm „gefiel“[1] - wurden erst nach seinem Tod im Jahre 1961 veröffentlicht. Sie sind großenteils in Finnland 1940/41 entstanden. Die Dialoge sind sehr unterschiedlich ausgearbeitet. Zusammen füllen sie insgesamt ca. 130 Seiten. Eine genaue Analyse zur Brechtschen Methode findet sich in meinem Buch Lernverhältnisse[2] . Hier betrachten wir nur ein Stück davon für heute und die allgemeinen Lehren für unsere eigenen Dialoge, bevor wir uns an die Arbeit machen, um so gut zu werden wie Brecht, d.h. noch nicht in diesem Leben.

Im Spiegel wurden die Flüchtlingsgespräche 1961 als Selbstgespräche, die Brecht im Exil führte, beschrieben[3] . Das ist eher Unfug. Brecht schreibt: »Die schärfsten Dialektiker sind die Flüchtlinge«[4] . Er lässt den einen der beiden, den Physiker Ziffel, sagen. „Sie sind Flüchtlinge infolge von Veränderungen und sie studieren nichts als Veränderungen[…] Die beste Schule für Dialektik ist die Emigration.“[5] Rosa Luxemburg hat in ihrem kleinen Text „Die Proletarierin“ ein ähnliches Arrangement zum Ausgangspunkt genommen. Sie stellt die Proletarierin als heimatlos, als ständige Emigrantin von West nach Ost und umgekehrt vor, aufrührerisch, mittellos, unangebunden, familienlos. Indem sie alle Sicherheiten verloren oder erst gar nicht besessen hat, hat sie keine Ketten von Gewohnheit und Eigentum an ihren Füßen und kann so der Möglichkeit nach zu neuen Ufern aufbrechen. Da sie unbeständig ist, kann man auf sie setzen, sofern man Veränderung will.

Man erkennt sogleich die Produktivität einer solchen Anlage, welche die Krise als große Unordnung, die einer anderen als der gewohnten Ordnung vorhergeht, als praktische Erkenntnis nutzt. Die Flüchtlinge haben nichts, auf das sie Rücksicht nehmen müssten, also können sie rücksichtslos Maß nehmen und denken. Diese Aufstellung macht zugleich die spontane Mitleidshaltung gegenüber den Flüchtenden unmöglich und gibt eine erste dialektische Lektion über den unpraktischen Einsatz von Gefühlen.

Ziffel und Kalle, von denen wir zunächst nur die Namen erfahren, aber aus der Beschreibung der Hände entnehmen können, dass Ziffel Intellektueller, Kalle Arbeiter ist, sind nicht in einer Lehr-/Lernsituation. Keiner der beiden hat die Position des Lehrenden, in ihren Erzählungen und Bemerkungen lehren sie beide. Sie übertrumpfen einander nicht, sondern sie fügen hinzu. Das Hin und Her des Dialogs wird u.a. genutzt, um verblüffenden Aussagen durch einfache Anknüpfung und einverständigem Beispiel den Anschein alltäglicher Einfachheit zu geben.

Kalle, hier noch der Untersetzte genannt, sagt in seinem ersten Satz: „Der Pass ist der edelste Teil des Menschen.“[6] Er benutzt die Redeweise vom edelsten Teil für einen so unedlen Gegenstand wie einen Pass und reizt zugleich höher, indem er ihn im gleichen Atemzug als Teil des Menschen behauptet. Bevor man Zeit hat aufzufahren, gibt er die Begründung: „Er kommt auch nicht auf so einfache Weise zustand wie ein Mensch.“[7]

Noch während man willfährig die Stätte der schwierigen Herstellung von Pässen verlässt, um in die befriedigenderen des Sexes zu folgen, zieht Kalle unvermittelt in eine andere Richtung: „Ein Mensch kann überall zustande kommen, auf die leichtsinnigste Art und ohne gescheiten Grund, aber ein Pass niemals. Dafür wird er auch anerkannt, wenn er gut ist, während ein Mensch noch so gut sein kann und doch nicht anerkannt wird.“[8]

Eine der Methoden, mit denen Brecht hier Verblüffung mit Erkenntnis verknüpft oder besser verhakt, ist die Weise, mit landläufigen Gedanken und Bildern anzufangen, um ihnen sogleich die Möglichkeit zu nehmen, in alter Weise zu enden, sondern sie stattdessen mit anderen wiederum sprichwörtlichen Anfängen zu konfrontieren. Die Verblüffung macht es dringlich, einen neuen Sinn zu erstellen, den Kalle selbst schon durch bescheidenes Einverständnis vorgebahnt hat. Noch sind wir im Bündnis mit dem beklagenden Urteil, dass Kinder oft allzu leichtsinnig zustande kommen, ja grundlos in die Welt gesetzt werden, da wird unser zufriedenes Einverständnis genutzt, über die Gründe des Zustandekommens von Pässen nachzudenken– ohne Leichtsinn, also mit wohlerwogener Absicht? Die Wendung bewirkt zweierlei: Sie deutet Unheil an, und indem sie das tut, stellt sie das vorhergehende Einverständnis mit der Verurteilung des Leichtsinns in Frage. Aber Kalle bleibt dabei nicht stehen, sondern nutzt die entstandene Unruhe für die Formulierung einer weiteren Redewendung: Der noch so gute Mensch wird nicht anerkannt. Es gibt keine Möglichkeit, sich auf diesem Satz einverständig kopfnickend auszuruhen, denn er steht nicht allein, vor ihm der bedrohliche Satz über die Anerkennung eines gut hergestellten Passes, dessen Aberkennung das Leben kosten kann

1 Brecht, Bert Arbeitsbuch, 1.10.1940

2 Haug, Frigga Lernverhältnisse. Hamburg 2003. S. 71ff.

3 http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-43365666.html

4 Brecht, Bert Flüchtlingsgespräche. Frankfurt a.M.2000. S.82.

5 ebd.

6 Brecht 2000:7.

7 ebd.

8 ebd.

– eine Zusammenstellung, die zugleich die Geschichte von der Nichtanerkennung des guten Menschen fragwürdig banal macht wie Anerkennung allgemein in ein so schiefes Licht bringt, von staatlicher Obrigkeit und polizeilicher Gewalt, dass man sie jedenfalls nicht mehr einfordern wollen kann. Das Einverständnis mit dem Gewussten fällt damit ins Nichts. Übrig bleibt eine allgemeine Unruhe, eine Art Vorsichtshaltung gegenüber dem Arsenal des gesunden Menschenverstands.

Man erwartet, dass der andere, Ziffel, der jetzt noch der Große heißt, etwas von der Unruhe aufnimmt, Zweifel anmeldet am unziemlichen Vergleich zwischen Mensch und Pass oder gar der Zumutung, den Pass als edlen Teil des Menschen zu sehen, am Satz über die Anerkennung, kurz, dass er irgendwie aufnimmt, was bei uns in Unruhe geraten ist. Doch Ziffel antwortet: „Man kann sagen, der Mensch ist nur der mechanische Halter eines Passes. Der Pass wird ihm in die Brusttasche gesteckt wie die Aktienpakete in das Safe gesteckt werden, das an und für sich keinen Wert hat, aber Wertgegenstände enthält.“[9] Die Antwort ist keine, wie die erste Ausführung keine Frage war, sondern eine Fortführung mit noch weiter führenden ungeheuerlichen Vergleichen. Ziffel treibt das vorher Gesagte durch eine Subjekt-Objekt-Verkehrung auf die Spitze. Das menschliche Subjekt wird nurmehr Personifikation des Passes, der darum zum großen Subjekt erhöht ist. Von Bedeutung ist der Pass, dem gegenüber der Mensch bloßes Behältnis ist, passiv, was zusätzlich durch die Bewegung, dass ihm etwas in die Brusttasche gesteckt wird, vereindeutigt ist. Der Mensch ist wie ein Safe, der Pass wie ein Aktienpaket – unter der Hand wird in der Form einer weiteren Gleichung, durch bloße Anreihung, die Stellung von Aktien als wichtig eingeschoben. Ziffel nimmt mit dieser Fortführung eine Themenverschiebung vor, weg von alltäglichen Gewissheiten zu Finanz- und Polizeigeschäften.

Kalle setzt mit den Worten „Und doch“[10]

Offenbar zu einer wirklichen Entgegnung an, führt aber in Wahrheit die Zusammenfügung von unpassenden Bauelementen fort durch die Behauptung, der Mensch sei für den Pass auch notwendig, eine Vorlage, die ihn durch eine Art Aufwertung des Menschen zu allgemeinen Aussagen über das Wechselverhältnis von Arzt und Patient und von dort umstandslos von Führern und Geführten bringt; Letztere „müssen dafür aufkommen, sonst geht es nicht“[11]

In die Reihe der Subjekte geraten Pass, Arzt und Führer, in die der Objekte der Mensch, der Kranke, das Volk.

In dieser Weise fungiert die Form des Zwiegesprächs wie eine Art **Schachspiel**. Jede Rede stellt einen Zug dar; der andere antwortet nicht einfach, sondern nutzt die neue Situation für einen weiteren Zug, der wiederum einen Gegenzug ermöglicht. Allerdings ist Ziel des Spiels nicht zu gewinnen, sondern

9 ebd.

10 ebd.

11 ebd. S.8.

die Anlage und die verschiedenen Zugmöglichkeiten zu zeigen, die allesamt aus bekannten Bewegungen bestehen, die, ungewöhnlich zusammengefügt, einen Blick auf eine Ordnung freilegen, die unheilvoll ist.

Diese Methode eignen wir uns nun für uns heute und morgen an. Das Zwiegespräch eignet sich sehr gut, um Dinge im Fluss, in Veränderung zu begreifen und uns dabei mit. Dies aber nur, wenn wir uns nicht sogleich gegeneinander verhärten, also bloß recht haben wollen, sondern aufeinander und das Gesagte wirklich sehen und hören. Wir üben uns darin, die unterschiedlichen Blickwinkel als solche zu erkennen. Keiner ist richtig und keiner falsch. Sie sind ergänzend und kritisierend. Unaufhörlich verschieben sich die Themen und neue Bereiche tun sich auf.

Das Verfahren arbeitet mit dem gesunden **Menschenverstand**: das, was jeder weiß. Und es arbeitet mit **Erfahrungen**. So kann man jeweils an eine Behauptung, einen **Begriff**, ein vermeintliches Wissen, ein Erlebnis, eine **Geschichte** anhängen. Die andere bereichert diese dann mit einer Gegengeschichte und wieder verändert sich ein Begriff, greift den alten auf und schafft einen neuen. So arbeiten wir zugleich, indem wir Begriffe schmieden lernen aus den Erfahrungen. Eine Hauptsache beim Lernen ist also, das Denken in Bewegung zu bringen, Selbsttätigkeit zu ermöglichen. Feinde des Lernens sind die herrschende Ordnung, der gleichschaltende und ausgrenzende Vergleich, die Tugenden, also die Moral, vor allem die Freiheitssuche, die Ordnungsliebe, der Alltagsverstand und die Erfahrung. Sie sind zugleich Material und Perspektive, Grundlage des Lernens. In diesem Widerspruch heißt es, sich humorvoll und vergnüglich bewegen, so dass Lernen eine Lust und ein Vergnügen wird. Lernen heißt demnach sich in Widersprüche zu begeben, ohne die Balance zu verlieren, ohne zerrissen zu werden, ohne sich bequem auf eine Seite zu schlagen, ja die Widersprüche selbst als Fortbewegungsmittel, als Erkenntnis zu nutzen.

Abstraktion ein methodisches Verfahren ist ein weiteres Feld, in das wir uns und unsere Kritik einlassen müssen und wollen. Schließlich finden wir uns als Frauen in Gedankengebäuden, die über Jahrtausende gepflegt werden, nicht ohne weiteres wieder, ebenso nicht oder wenig in der geschriebenen Geschichte. Eine Abstraktion stößt auf unser Misstrauen. Ein abstrahierendes Verfahren brauchen wir, wenn wir verallgemeinern. Aber dafür müssen wir auch vieles besondere weglassen. Wovon weggelassen wird, ist aber strategisch wichtig, hat theoretische, politische, praktische Bedeutung.

Ein **Beispiel**, aus dem viel zu lernen ist, liefert etwa Rosa Luxemburg. In ihrem Imperialismusbuch übt sie Kritik an den Reproduktionsschemata von Marx (Bd. 2, Kapital, MEW 24) und weist ihm nach, dass er unmarxisch verfahren sei, weil er in seinem Modell von den wesentlichen Triebkräften abstrahiert habe[12] -

der Entwicklung der technischen Grundlage der Produktion (dadurch Krise)

12 Vgl. Haug, Frigga Rosa Luxemburg und die Kunst der Politik. Hamburg 2007. S. 131 ff.

und der wachsenden Produktivität der Arbeit.
Sie schlussfolgert, eine Gesellschaft, in der es nurmehr Arbeit und Kapital gebe, könne nicht funktionieren. Also müssen andere Produktionsweisen im Spiel sein, wenn Wachstum und Produktion auf erweiterter Stufenleiter möglich sein sollen.
So etwa frühere Formen der Organisation von Produktion, die häusliche Produktionsweise und andere gebrauchswertbezogene Arbeiten
Dies ist in mehrfacher Weise ein klarer Hinsweis für uns: wir können in unseren Studien davon ausgehen, dass von uns und unseren Fragen in Forschung und Darstellung abstrahiert wurde – wir also nicht als Menschen im historischen Prozess erkannt sind.
Wir können ferner direkt davon ausgehen, dass alle Reproduktionsarbeit, die nicht in die bezahlte Lohnarbeit eingehen konnte, zum Funktionieren des kapitalistischen Produktionsprozesses eine Basis bildet.
Wichtige methodische Punkte sind die Fragen von **Standpunkt** und **Perspektive**, wie wir sie etwa in den Flüchtlingsgesprächen fortwährend am Werk sehen. Dies ist für uns ideal – so wir mit uns in der Wirklichkeit aufbrechen wollen. Wir haben es nicht geübt – Es ist ein **Experiment.**

Exemplarisch: Versuch eines „Flüchtlingsgesprächs“ frei nach Brecht

Nach dieser Einführung durch Frigga Haug wurden die drei für Samstag geplanten Workshops, die im Zentrum dieser Herbstakademie standen, vorgestellt. Angelehnt an die Art von Bertolt Brechts „Flüchtlingsgesprächen“ gestalteten die Workshop-Moderatorinnen jeweils einen Dialog zu den Inhalten und unterschiedlichen Sichtweisen zu den drei Workshop-Themen, indem abwechselnd immer ein neuer Gedanke hinzugefügt wurde. Wie in einem Schachspiel wurden unterschiedliche Strategien entwickelt, wobei es nicht ums Gewinnen oder Verlieren ging, sondern darum, unterschiedliche Argumente zu entfalten.
Die Workshop-Themen rankten sich um den Begriff der Wiederaneignung – des Arbeitsbegriffs, des politischen Raums, der sozialen Beziehungen.

„Als sie sich wieder trafen, schlug Lena vor, den Ort zu wechseln. Ein Kollektiv, weniger als 10 Minuten entfernt, schien ihr besseren Kaffee auszuschenken. Die Alte sah unglücklich aus und schien sich von einem Wechsel der Umgebung nichts zu erwarten. So blieben sie.

Die Alte: Stellen Sie sich das mal vor: Hier steht, dass gar nicht die Konkurrenz zur Menschwerdung geführt hat, sondern Empathie, Fürsorge, Sich-mitteilen-Können. Nur dadurch sollen wir es durch die Eiszeiten geschafft haben. Hier ist von Alloeltern die Rede. Damit sind Großeltern, Tanten, Geschwister – sogar Männer gemeint. Leben im Kollektiv! Schon wieder Kollektiv. Wie dieses Café. Dabei wissen wir doch aus dem täglichen Erleben, was passiert, wenn wir uns nicht um alles selber kümmern. Jeder ist sich selbst der Nächste und jeder ist sowieso seines eigenen Glückes Schmied.

Lena: Wie gut, dass wir im Laufe der Jahrtausende dann doch zu unserer wahren Natur gefunden haben: Das Kind gehört zur Mutter, vielleicht heute noch zum Vater. Aber zu fremden Menschen?

Die Alte: Und was soll denn das heißen, mit diesem Kollektiv! Da müsste ja alles anders werden! Auf nichts könnte man sich mehr verlassen. In der Schule müssten völlig neue Fertigkeiten gelehrt werden. Wir bräuchten eine ganz neue Tageseinteilung. Uns vielleicht ändern wir ja noch. Aber die Männer ändern doch ihr Leben nicht! Wenn ich mir das schon vorstelle. Am Ende soll hier alles neu verteilt werden und wir vielleicht noch in die Fabrik oder gar in die Politik! Das wäre ja eine schöne Politik! Dann sieht der Staat am Ende noch aus wie meine Küche!

Lena: Aber Ihre Küche sieht doch immer ganz akkurat aus.

DENKPAUSE

Lena: Ich kenne da welche, die glauben, dass das geht. Da müsste man mal gucken, was die machen. Es gibt da diese Frauen. Die hecken da was aus. Die treffen sich einmal im Monat. Immer dienstags. Um zusammen zu kochen – sagen sie. Dabei schwingen sie da große Reden – sagt man.

Die Alte: Dienstags? Dienstags habe ich keine Zeit.

Lena: Aber vielleicht donnerstags. Donnerstags lesen sie zusammen.

Die Alte: Donnerstags? Ausgerechnet donnerstags! Da habe ich auch keine Zeit.

Lena: Uns verändern? Fürs Verändern hab ich nun wirklich überhaupt keine Zeit!

Und so erhoben sie sich und schieden voneinander und entfernten sich, jede an ihre statt.“

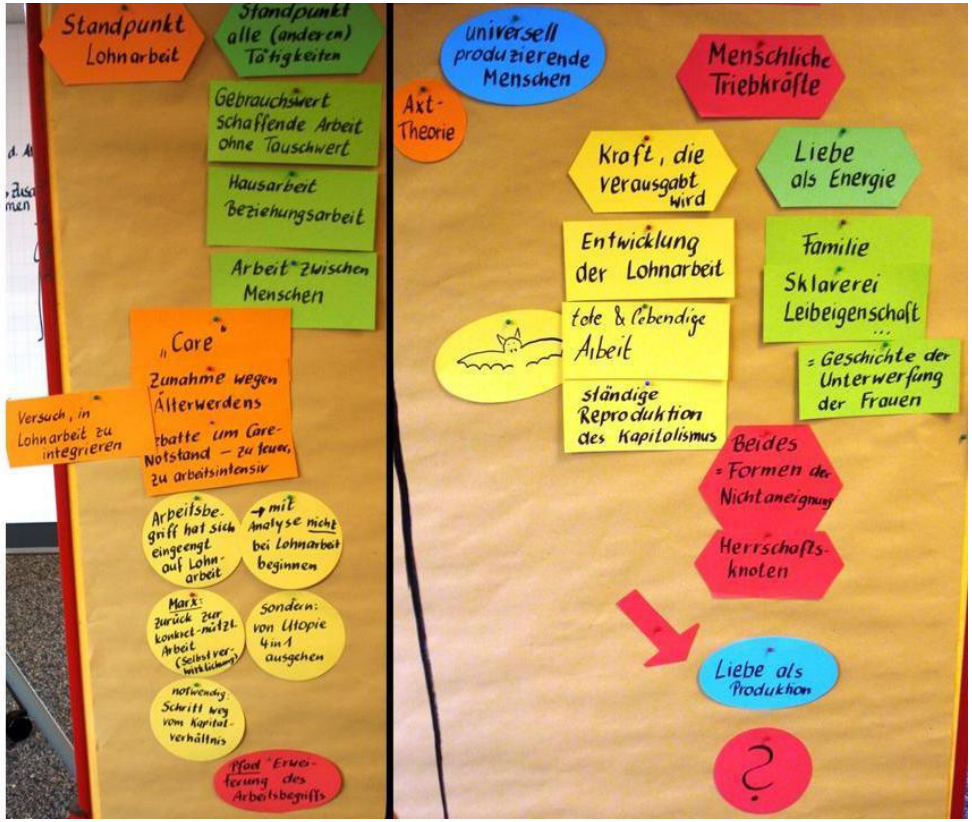
Kapitel 2 - Workshops

Workshop 1: Wiederaneignung des Arbeitsbegriffes

Der Begriff der *Arbeit* ist sowohl in marxistischen als auch in feministischen Theorien zentral und umstritten. Es geht dabei um die Definition von Arbeit, ihre Entlohnung (z.B. um Lohn für Hausarbeit, Betreuungsgeld usw.), ihre Verteilung und ihre Geschichte. In den Debatten wird der Begriff Arbeit oft metaphysisch gebraucht, d.h. wird Arbeit allein in ihrer historisch spezifischen Form der entfremdeten Lohnarbeit gedacht. Wir wollen diskutieren, wie Arbeit dagegen z.B. als „Auseinandersetzung mit der Welt“, als Lebensbedürfnis, in Verhältnissen, die nicht entfremdend sind, gedacht werden kann. Wie stellen sich Arbeitsteilungen zwischen den Geschlechtern, zwischen Stadt und Land, zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit, zwischen „Kopf“ und „Hand“ heute dar? Welche Alternativen sind denkbar? Wie können wir aktuelle Debatten um „Work-Life-Balance“ und Stundenreduzierung, die derzeit sogar von der CDU geführt werden, nutzen, (re-)politisieren und im Hinblick auf alternative Gesellschaftskonzepte radikalisieren? Aus unserer Vergangenheit und von anderen Bewegungen lernend: An welche Kämpfe können wir dabei anknüpfen?

In Vorbereitung auf den Workshop zur Wiederaneignung des Arbeitsbegriffes schrieben die Teilnehmerinnen eine selbst erinnerte Geschichte zum Thema „Meine ersten Begegnungen mit dem Arbeitsbegriff“. Wir analysierten sie unter folgenden Aspekten: Wo ist Erstaunliches und Diskussionswürdiges? Wie ist der Kontext? Welches Verständnis von Arbeit liegt den Texten zugrunde? Welche Veränderungen und Verknüpfungen werden deutlich? Welche Vorurteile und welche Gefühle werden ausgedrückt, welche Sprache benutzt? Unsere Diskussion förderte unter anderem das Schicksal des Wortes „helfen“ zutage: Wenn die Arbeit und so auch das Helfen freiwillig waren, machten sie Freude, wurde man dazu gezwungen, war es eine Bestrafung. Deutlich wurden Unterschiede im Verständnis von Arbeit – schon im Kindesalter – zwischen Ost und West. Und schon früh verbanden Viele Arbeit mit dem Streben nach ökonomischer Unabhängigkeit von den Eltern.

Dann ging es in die Theorie. Wir untersuchten den Marxschen Arbeitsbegriff und stellten fest, dass sich mit der Analyse der Lohnarbeit im kapitalistischen System der Arbeitsbegriff verengte. Mehr noch: Aus der Lohnarbeit heraus sind andere Formen der gesellschaftlich notwendigen Arbeit nicht zu erklären. Wir lasen bei Marx, dass er – bevor er sich in der Kritik der politischen Ökonomie des Kapitalismus auf die Lohnarbeit konzentrierte – Arbeit im Sinne des produktiven Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur, deren Teil der Mensch selbst ist, analysierte und diese Arbeit – im Gegensatz zur Lohnarbeit – für nicht für aufhebbar hält. Im Gegenteil, Selbstbetätigung, Lebensgenuss, Teilhabe am Gemeinwesen, Liebesfähigkeit, allseitige Entwicklung der Individuen, das produktiv füreinander Tätigsein der Menschen sind Stichworte eines umfassenden Arbeitsbegriffs außerhalb der kapitalistischen, entfremdeten Lohnarbeit.



Workshop 2: Wiederaneignung des politischen Raums

Die Zumutungen politischer Arbeit in Zusammenhängen, die mitunter noch weit davon entfernt sind, ein alternativer kultureller Raum zu sein, zeitigen bei vielen engagierten Frauen Erschöpfung und Verausgabung ihrer Kräfte. Dies wird nicht selten als „Ausbrennen“ oder „persönliche Niederlage“ erlebt. Zugleich wollen viele politisch aktive Frauen weiterhin Politik machen und etwas bewegen - das Engagement aller ist sowohl Weg als auch erklärtes Ziel linker Politik, der Rückzug ins „Private“ weder lebbar noch gewollt.
Die Teilnehmerinnen analysieren mit Hilfe der Erinnerungsarbeit anhand selbstverfasster Texte, wie sie ihre subjektive Wirklichkeit und sich selbst in diesen Verhältnissen sprachlich konstruieren. Sie suchen nach versteckten Widersprüchen, kommen Problemverschiebungen und ihrer eigenen Komplizinnenschaft auf die Spur, sie suchen gemeinsam nach Lösungen und stärken ihre Handlungsfähigkeit.

Im **Workshop Wiederaneignung des politischen Raums** wurde mittels ausführlicher gegenseitiger Interviews Antwort auf die Fragen gesucht:
Was beschäftigt dich beim Stichwort „Politik von unten“? Was willst du verändern? Die Interviewpartnerinnen kamen jeweils mit einem Kernsatz und drei Schlüsselworten in die Arbeitsgruppe zurück. Dann wurden gemeinsam die Feuerbachthesen 3 und 6 sowie ein Brecht-Zitat bearbeitet, indem die Zitate umformuliert wurden. Widerspruch gab es hier von Frigga Haug zur „Umwandlung“ der 6. Feuerbachthese. Hier geht es um „Aneignung“. Der Bezugspunkt ist der Mensch als Gattungswesen, der Mensch im Werden. Das ist nicht mit „ich“ zu übersetzen. Die Zurückverlagerung auf das einzelne Individuum führt in die Irre. Thema waren dann Widerstände und Blockaden in der Gesellschaft, in den Strukturen, bei uns selbst, bezogen auf die Vier–in–Einem–Perspektive. Diskutiert wurde im Workshop anschließend über „meinen nächsten Schritt“. Einig waren sich die Frauen, dass der erste Schritt sein sollte, sich ein Kollektiv zu suchen und nicht einzeln loszulaufen.

„Frag nach bei den Klassikern – Marx und Brecht!“

Karl Marx, 3. Feuerbach-These:
„Die materialistische Lehre von der Veränderung der Umstände und der Erziehung vergisst, dass die Umstände von den Menschen verändert und der Erzieher selbst erzogen werden muss. Sie muss daher die Gesellschaft in zwei Teile – von denen der eine über ihr erhaben ist – sondieren.
Das Zusammenfallen des Ändern(s) der Umstände und der menschlichen Tätigkeit oder Selbstveränderung kann nur als revolutionäre Praxis gefasst und rationell verstanden werden.“

Workshop-Ergebnis:
Grundlegende gesellschaftliche Veränderung ist nur möglich, wenn wir gleichzeitig die Umstände und uns selbst verändern. Eine Praxis, die Gesellschaft verändern will, ohne dabei das Zusammenfallen von Selbstveränderung und Gesellschaftsveränderung zu berücksichtigen, verfehlt ihr Ziel.

Karl Marx, 6. Feuerbach-These:
„Feuerbach löst das religiöse Leben in das menschliche Wesen auf. Aber das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuen inwohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse. (…)“
Workshop-Ergebnis:
Ich bin die Gesamtheit der gesellschaftlichen Verhältnisse und stelle sie gleichzeitig her.

Anmerkung Frigga bei der Vorstellung im Plenum, sinngemäß:
Die Formulierung verkürzt diese These unzulässig auf die soziologische Sichtweise. Sie lässt den wichtigen Punkt außer acht, dass ein Individuum die Gesellschaft nicht verändern kann, sondern es dazu das gemeinsame Vorgehen, das Kollektiv braucht.

Bertolt Brecht, Marxistische Studien,
Über den Staat:
„Ich will zum Beispiel leben mit wenig Politik. Das heißt, ich will kein politisches Subjekt sein. Aber das soll nicht heißen, dass ich ein Objekt von viel Politik sein will. Da also die Wahl nur lautet: Objekt von Politik zu sein oder Subjekt, nicht aber: kein Objekt, kein Subjekt oder Objekt und Subjekt, muss ich wohl Politik machen, und die Menge davon bestimme ich auch nicht selber. Es ist bei dieser Sachlage wohl möglich, dass ich mein ganzes Leben zubringen muss in politischer Betätigung und es dabei verliere.“

Workshop-Ergebnis:
Unter den gegebenen Verhältnissen kann es sein, dass ich – um mich nicht der Politik anderer zu unterwerfen – selbst mein ganzes Leben politisch tätig sein muss, und damit keine Zeit mehr für anderes übrig habe.

Widerstände u. Blockaden in Gesellschaft, Strukturen und bei uns selbst
Geschlechterverhältnisse Produktionsverhältn.
Verharren im Alte
Langweilige Menschen
Hengstparade
Wille der heute mächtigen zum Machterhalt
Untertanen-mentalität
Zeit Energie
Zeit (?)
Darum tue ich mir das eigentlich an?
Zeitmange
Hürde: an alle Frauen gleichzeitig zu kämpfen
Routine
Angst vor Veränderung
Angst vor Veränderung
Verändern sollen sich erstmal andere
Angst vor Veränderung
Angst, nicht gut argumentieren zu können
Relative Zufriedenheit
Träghei
Gefestigte Vorurteile
Erfolgsaussichten scheinen zu gering
Ideologie
Wachstums-Credo
Religion

Mein nächster Schritt
Link zu 4 in 1 Utopie-einfach
web-forum schaffen
Tina
Jutta
Seminar: Wie reden wir miteinander?
Frauen Seite der Nds Linken
Wahlkampf-Flyer 4 in 1 Nds
Orte mit Lern-Struktur schaffen zu 4 in 1
Conny S-R
Info-Struktur die alle erreicht schaffen
Text für web site
warum das Utopische fam. gefasst sein muss
Orte mit Lernstruktur schaffen
Information über Beteiligungsmöglichkeiten muss so gut sein, dass sie alle erreicht.
Beteiligung macht Freude, wenn es wertschätzende Diskussionskultur gibt
Teil eines lebendigen Ganzen auf dem Weg zu 4 in 1

Workshop 3: Wiederaneignung der sozialen Beziehungen

Sarah Hrdys Forschungen zu Kinderaufzucht und Menschwerdung (Mütter und andere. Wie die Evolution uns zu sozialen Wesen gemacht hat. Berlin 2010) stellen die im Alltagsverstand dominanten Theorien in Frage, so z.B. die Annahme, Konkurrenz sei der entscheidende Motor menschlicher Entwicklung, ein solidarisches Miteinander daher eigentlich nicht „artgerecht". Ferner seien Kinder in den ersten Jahren exklusiv und aufs Engste mit ihren Müttern verbunden und die frühe „Fremdbetreuung" durch andere Erwachsene daher schädlich. Hrdys Forschungen nehmen die Beiträge zur Kinderbetreuung sowohl der Väter als auch anderer Erwachsener und insbesondere die für das Überleben der Spezies wichtige Rolle der Alten in den Blick.
Inspiriert von diesen Überlegungen wollen wir diskutieren: Inwiefern und zu wessen Nutzen wird noch heute das bürgerliche Familienmodell bis in die Anfänge der Menschheit projiziert und somit quasi zur „menschlichen Natur" erklärt? Welche ideologischen Auseinandersetzungen gibt es im Hinblick auf das vermeintliche „Wesen des Menschen" im Alltagsverstand zu führen? Auf welche Weise können wir den noch hegemonialen Glauben „There is no alternative" irritieren? Wie bewegen wir uns wissenschaftskritisch im offenkundig hochideologischen Feld von Soziobiologie, Evolutionsforschung und Geschichtswissenschaft? Wenn sich Empathie, Kooperation, gegenseitige Sorge und Kollektivität im Prozess der Menschwerdung als entscheidende Überlebensstrategien heraus kristallisiert haben: Was bedeutet dies hinsichtlich der Bewertung sozialer Beziehungen? Wie sind die Debatten um die „Überalterung" der Gesellschaft und den kommenden „Pflegenotstand", um „Care", um Kindeswohl usw. zu interpretieren? Wie können wir als Marxistinnen/ Feministinnen in diese Debatten intervenieren?

Wir lösen den Bereich der Reproduktion - die Gesamtheit der lebenserhaltenden und lebensentwickelnden Tätigkeiten - heraus, betrachten, bearbeiten und hinterfragen diesen Bereich. Bitte bringt alle eine Utopie mit, in der fürsorgendes Handeln Leitlinie ist, die Euch anspricht oder abstößt, begeistert oder traurig macht, Fragen stellt oder Antworten bringt. Es kann ein Text sein, ein Lied, ein Gedicht, Teile aus einer Geschichte, Fremdes oder Eigenes, ...

Unser Vorgehen im Workshop:

1) Austausch über unsere Utopien einer Gesellschaft, in der fürsorgendes Handeln oberste Leitlinie ist – Resonanz: Was spricht mich an? Was löst bei mir Widerstände aus?
2) Themen herausarbeiten
3) Wer diskutiert wo und wie auch über diese Fragen? Wer sind unsere Bündnispartner_innen (und wissen es nur noch nicht)?
4) Wie greifen wir ein?

Zudem entstand die Idee, auf unserem Wege gleich jene Sätze zu notieren, die uns lähmen und ausbremsen, sobald wir wagen, utopisch zu denken:
• Es gibt sowieso kein richtiges Leben im Falschen.
• Meine/unsere Utopie ist nicht radikal genug.
• Meine/unsere Utopie ist unrealistisch.
• Aus dem Artikel über „Soziale Beziehungen als Glücksfaktor": Geld macht nicht glücklich - Ungleichheit abschaffen ist unrealistisch.

Nachdem wir die mitgebrachten Texte gelesen hatten, sammelten wir auf zwei Pinwänden Aspekte, die uns a) besonders gut gefielen und b) die Widerstände in uns auslösten. Die mitgebrachten Texte sind im Anhang zu finden. Zudem lasen wir noch einen Auszug aus den „Töchtern Egalias" von Gerd Brantenberg sowie den Artikel „Geld schlägt aufs Herz" von Jason Marsh (16.10.2012, Freitag), in dem zwar dem Wert sozialer Beziehungen das Wort geredet, zugleich aber auch konstatiert wird, dass Umverteilung und Gleichheit ja nicht realisierbar seien - http://www.freitag.de/autoren/the-guardian/geld-schlaegt-aufs-herz.

Was Widerstände auslöste:
• Reichtum – macht Wohlstand doch unsozial?; Botschaft: „Sei froh, dass du arm bist!" (Idealisierung von Armut)
• „Hierarchien gehören zum Leben"
• Kurzschluss von Gerechtigkeit und Sanftheit
• positives Verhalten als Schulfach statt Vorleben: Können wir Lernprozesse denn nur als „Schulunterricht" denken? Ist ein Wertewandel nur durch „Erziehung" erreichbar? Sogar in den Utopien gibt es noch Schulen…
• Betriebskitas zur „Vereinbarkeit" von Familie, Beruf als Forderung, die zu kurz greift und die Verhältnisse nicht in Frage stellt
• unschlüssig: Wie steht es um Sexualität, Körperlichkeit, Mann/Frau - Neutrum, Begierde?
• Wollen wir den Geschlechtsunterschied aufgeben zugunsten eines Neutrums?
• körperliche Gleichheit: alle müssen Brüste haben
• In-vitro-Fortpflanzung; Retortenbabies; künstliche Mutterschaft
• Töchter Egalias: Spiegelung/ Umkehrung des Patriarchats - bleibt bei der Anklage stehen
• Gentechnologie
• Glücksindustrie
• Zwang zum Glücklichsein

Was spricht mich an, was gefällt mir:

•kein Mann hält Bügeln und Waschen für unter seiner Würde
• Ruhestationen, Kinderobhut
• voller Blumen, genug zu essen
• Weniger AUTOS, mehr Gärten
• Utopie vor Ort (Kiez/Dorf) statt weite Wege
• auf Gemeinschaft orientierte Räume/ Architektur; gemeinsame Räume
• jeder hat einen Raum für sich
• Raum für sich + Kollektiv
• Körperlichkeit jenseits von Mann / Frau
• Freude am Körper, Verkleiden, Schönheit
• Umgang mit der Natur, Körper und eigenen Bedürfnissen
• verantwortlicher statt „kindisch-trotziger“ Konsum
• Zeit für Empathie und Hilfsbereitschaft
• Respekt vor den vielfältigen Formen der Liebe
• Selbst-/Nächstenliebe: Abkehr von Monogamie und exklusiven Beziehungen (löst auch Widerspruch aus)
• Rätesystem, Politik als Experiment
• permanente Veränderung
• Ordnung erkennen und hinterfragen
• neue Zuordnungen
• Feiern mit den „Unterlegenen“
• Verzicht als Zugewinn an Glück
• Commons statt Privatbesitz
• sinnvolle Arbeit: Es geht um einen wirklichen Bedarf (nicht nur Nachfrage)
• alle Gefühle sind ok
• Respekt vor anderen
• Freiwilligkeit des Handelns
• Papa-Mama sind out; alloelterlicher Umgang
• fließende Grenzen zwischen Kindern und Erwachsenen
• lebendige Rituale: Ja zum Kind; gemeinsames Loslassen
• Infragestellung des Weckens von Emotion durch Vorstellungen
• Sicherheit durch soziale Beziehungen
• alle übernehmen soziale Verantwortung
• kein Stillstand, aber Sicherheit
• globaler Ansatz möglich
• lieber als Outsiderin?
• Gedicht von Peter Maiwald: Was ein Kind braucht
• Glücksminister in Nepal

Auf dieser Grundlage formulierten wir Themen, die wir vertiefen wollten:

• Welche Raum gibt es in den Utopien für Außenseiter_innen? Wie kann man sich einer Gemeinschaft/Ordnung entziehen? Gibt es womöglich keine Gründe mehr, sich entziehen zu wollen? Darf man sich etwa nicht mehr entziehen wollen? Wie ist Außenseiter_innen-Sein in Würde lebbar?
• Bildung / Wertewandel/ Selbstveränderung: Wie kann und/oder soll Schule aussehen? Ist Konsumverzicht durch Einsicht zu erreichen? Welche Rolle spielen dabei „Lernen“ und „Aufklärung“?
• Halbinseln gegen den Strom – Was könnten solche Projekte sein?
• Soziale Kontrolle?
• Welche Rolle spielt Technologie? Welche bräuchten wir? Wie könnten wir die Technologie, die wir schon haben, emanzipatorisch nutzen?

Uns fiel auf, dass wir – ausgehend von Fragen der Reproduktion – folgerichtig auch bei allen anderen Fragen ankamen: Bildung; Produktion, Konsum und Lebensweise, Demokratiefragen…
Just die Frage der Reproduktion im engeren Sinne schienen wir zu vermeiden: Wie wollen wir Kinder zeugen, zur Welt bringen, großziehen? Wie wollen wir Alte und Kranke versorgen? Wie wollen wir als Generationen zusammenleben?

Schließlich verdichteten wir die Aspekte zu drei Themenfeldern:
a. Welchen Raum gibt es für Außenseiter_innen? Wie wollen wir Abweichung und Anderssein leben – und leben lassen?
b. Wie wollen wir kosumieren (achtsam, nachhaltig, verantwortungsvoll…) und wie kommen wir dahin? Wie stehen wir zu der Frage des notwendigen Verzichts auf liebgewonnene Güter?
c. Wie stellen wir uns Elternschaft und Reproduktion im engeren Sinne vor?
In Kleingruppen wollten wir unsere Utopie weiter konkretisieren und fragen: Wo werden hier und heute Aspekte davon bereits gedacht, diskutiert, erstritten, gelebt…? Wie können wir anknüpfen?

Zu a) Welchen Raum gibt es für Außenseiter_innen? Wie wollen wir Abweichung und Anderssein leben – und leben lassen?
Außenseiter: wer ist eigentlich Außenseiter? Florida Rolf oder Karl& Theo Albrecht; Ideologisch umgedeuteter Begriff
Disziplinierung + Kontrolle
Außenseiter = Minderheit
Welche demokratischen Verfahren und Instrumente?

Zu b) Wie wollen wir kosumieren (achtsam, nachhaltig, verantwortungsvoll…) und wie kommen wir dahin? Wie stehen wir zu der Frage des notwendigen Verzichts auf liebgewonnene Güter?

Die Gruppe diskutierte zunächst den Begriff des „Verzichts“, wendete ihn und stellt die Frage neu: Was brauchen Menschen zum (guten) Leben? Dazu nahmen sie das Gedicht von Peter Maiwald als Ausgangspunkt und verständigte sich auf Dinge/Werte, derer es für ein gutes Leben bedarf.

Was braucht der Mensch?	**Schritte dahin**	**Was es schon gibt**
Wohnung/Raum für sich	Gemeinschaftsküche, soziale Städte	Wohnprojekte
Nahrung	gesunde Nahrung für alle	Containern
Kleidung	Wieviele Jeans braucht ein Mensch?	Kleidungstausch
materielle Sicherheit	4 in 1	
Bildung, Kreativität, Kultur	ZEIT UND RAUM	Büchertisch im öffentlichen Raum
intakte Natur	kein Raubbau an der Natur; 100% erneuerbare Energie	Gemeinschaftsgärten
soziales Umfeld	fürsorgliches Miteinander	
Wertschätzung	ZEIT UND RAUM	
Liebe & Geborgenheit		
Frieden		
Reisen/Mobilität	guter ÖPNV, bezahlbar/ kostenlos	Mitfahrzentrale, Carsharing
Politik	ZEIT UND RAUM	Herbstakademie

Wie stellen wir uns Elternschaft und Reproduktion im engeren Sinne vor?

• Im ersten Schritt tauschten sich die Frauen in der Gruppe darüber aus, wie sie selbst die Debatten um Körper, Schwangerschaft, Geburt erleben: als Umstelltsein von widersprüchlichen Erwartungen, Leistungsdruck, ideologisch aufgeladenen „Glaubensfragen“. In diesem Kontext kann eine nur daran scheitern, „alles richtig zumachen“: Wann ist der richtige Zeitpunkt für ein Kind? Wie soll(!) ich mit meinem Körper umgehen? Was „darf“ ich essen, wie mich bewegen? Wie sieht eine „richtige“ Geburt aus und wann muss ich wieder „funktionieren“, natürlich ohne mein Kind zu vernachlässigen… Was ist „natürlich“? Wie lange muss ich stillen? Wie lange darf ich stillen? Was sagen die neuesten Sudien? Wie viele Ratgeber muss ich als gute Mutter lesen? … Das gesamte Umfeld, gar wildfremde Menschen mischen sich massiv ein, nicht

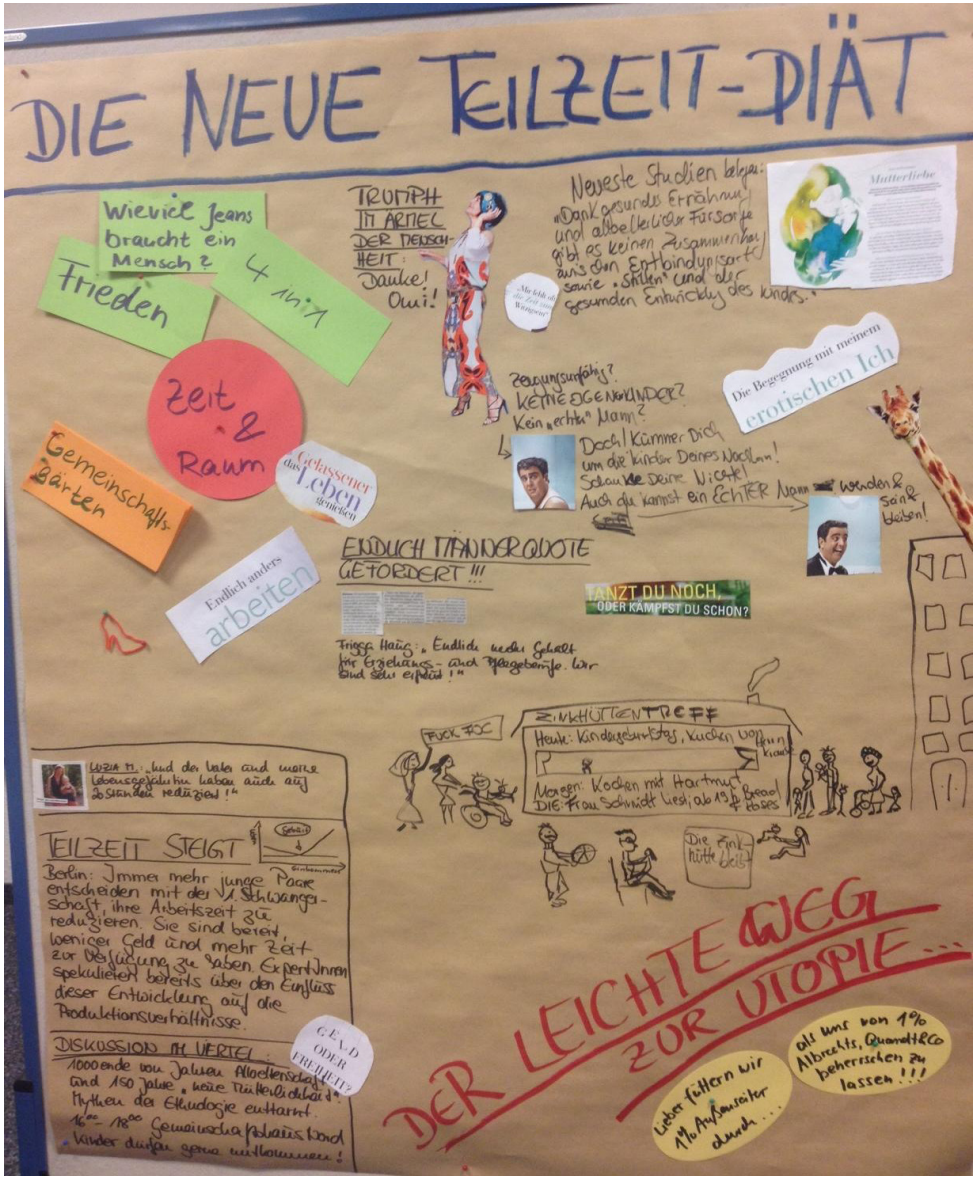
jedoch, um konkret-pragmatisch zu unterstützen, sondern als moralisch-soziale Kontrolle mit ihren Bewertungen. Die bürgerlichen Vorstellungen von Mutterschaft sind historisch gewachsen und werden Frauen seit rund 150 Jahren in die Köpfe gehämmert. Wir wollen stattdessen absolute Wahlfreiheit und mehrere Wege sind ok. Es gibt keinen falschen Zeitpunkt für eine Schwangerschaft und eine Kultur, in der alle Verhütungsmittel und Formen der Geburt frei und sanktionsfrei verfügbar sind. Männer sollen genauso intensiv an der Umsorgung der Kinder und den Reproduktionsarbeiten beteiligt sein. Durch alloelterliche Fürsorge wird der Druck auf die einzelnen geringer. Auch wer keine eigenen Kinder hat, kann (Allo-)Elternteil sein – Eltern lassen Kinder aus ihrer Umklammerung bzw. erlauben sich, Unterstützung einzufordern und anzunehmen. Die starre Grenze zwischen Kinder- und Erwachsenenwelt soll aufgehoben sein: Es gibt momentan Bereiche, aus denen Kinder systematisch und rigide rausgehalten werden – und damit auch die um sie sorgenden Menschen (kein Zutritt zum Arbeitsplatz, außer am Girlsday…). Die Präsenz von Kindern in allen Lebensbereichen sollte selbstverständlicher werden, keiner sollte sich dem Erleben und Begegnen komplett entziehen können.

• Eingreifen an konkreten Orten - wo erleben wir bereits Alloelterlichkeit? Wo gäbe es bereits hier und heute Bündnispartner_innen? Wo können Kinder in der Gesellschaft präsent sein? Konkrete Orte, an denen zumindest Teilaspekte unserer Utopien bereits gelebt werden, gibt es: Wohnprojekte, Arbeitszeitreduzierung beider Elternteile, Einbeziehung der Großeltern… Vor allem Akteur_innen der bürgerlichen Mittelschicht, die materiell einigermaßen abgesichert sind, setzen sich mit einem Wertewandel auseinander (bzw. treiben diesen voran), Stichworte aus den aktuellen Debatten sind „Entschleunigung“, „Nachhaltigkeit“, „Downsizing“, „Multitasking macht krank“, „Weniger ist mehr“ … Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob und inwiefern wir diese Akteurinnen adressieren können und wollen. Liegt hier evtl. eine Chance, selbst die klassischen Frauenzeitschriften mit sozialistisch-feministischer Perspektive „zu entern“? Entscheidend erscheint uns, stets herauszuarbeiten, dass es hier nicht um einen privilegierten Lebensstil einiger weniger gehen kann, sondern um soziale Rechte für alle, um ein grundsätzliches Infragestellen von Arbeitsteilungen und Herrschaftsverhältnissen, um eine – auch aus globaler Perspektive - lebbare Perspektive für alle.

• Orte, an denen Auseinandersetzungen wie diese geführt werden, müssen nicht erfunden werden – die Kämpfe und Eingriffsfelder liegen unmittelbar vor unserer Haustür. In unserem Viertel können wir Orte erkämpfen, schaffen und gestalten, an denen wir Kollektivität als widerständige Praxis erproben und entwickeln. In Duisburg verlangen bspw. Die Auseinandersetzungen um die Zinkhüttensiedlung nach Solidarität und konkretem Engagement. Hier geht es um nichts geringeres als das Recht auf bezahlbaren, guten Wohnraum, den Wert sozialer Beziehungen, das Zusammenleben verschiedener Generationen, brachliegende Gemeinschaftsräume, die derzeit nicht genutzt werden „dürfen“, obwohl die Anwohner_innen Ideen genug hätten.

• Das Thema „Kollektivität“ stellt sich uns auch als Frage der dazu notwendigen Selbstveränderung.

Präsentation im Plenum:



Kapitel 3 - Material zu den Workshops

Texte zum Arbeitsbegriff

Unter dem Titel „Meine erste Begegnung mit dem Arbeitsbegriff“ schrieben die Teilnehmerinnen aus dem Workshop 1 Texte, in denen sie sich an ihre persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse mit „Arbeit“ erinnerten. Die Texte werden auf den folgenden Seiten abgedruckt. Als Beispiel diente der Text „In der Arbeit zuhause sein“ von Frigga Haug. (Hier zu finden S. 41-59)

Text 1

Geboren 1957 in der DDR, war es für mich von frühester Kindheit an eine Selbstverständlichkeit, dass beide Eltern arbeiteten. Mein Vater war als Instrukteur der Kreisleitung der SED sehr viel unterwegs. Meine Mutter war Lehrerin. Sie war zwar am späten Nachmittag zu Hause, doch nach dem Abendbrot, wenn meine Schwester und ich im Bett waren, setzte sie sich an die Stundenvorbereitungen für den nächsten Tag. Sie bewältigte auch den Großteil der Hausarbeit und die war sehr viel schwerer als heutzutage. Wäsche waschen in der Badewanne, bügeln, nähen, abwaschen, sauber machen – so erlebte ich meine Mutter. Wir waren dann 4 Geschwister – zwei Mädchen, zwei Jungen. Unser Vater wurde dann stellvertretender Direktor einer Ingenieurfachschule, er war öfter zu Hause und hatte auch seine Arbeit im Haushalt – ab und zu kochen, im Winter die Öfen heizen, den Garten in Ordnung halten, den wöchentlichen Großeinkauf für die Familie erledigen. Und doch empfand ich als sehr ungerecht, dass meine Mutter so sehr viel mehr im Haushalt schuften musste, während mein Vater sich auf dem Sofa ausstreckte. Wir Kinder hatten kleinere Arbeiten zu erledigen, wobei mein Anteil als Älteste der größte war. Es waren meist sehr ungeliebte Arbeiten, vor allem das Unkrautzupfen.
Hausarbeit erlebte ich überwiegend als notwendiges Übel und hielt den Ordnungssinn meiner Mutter für sehr übertrieben.
Ganz anders die „richtige Arbeit“ – in Landwirtschaft und Industrie, im Handel, Gesundheitswesen, in den Schulen und Kindergärten. Diese Arbeit zur Stärkung des Sozialismus war Recht und Pflicht zugleich, die Liebe zur Arbeit ein hoher Wert. Von frühester Kindheit an verinnerlichte ich den Sinn des Lebens als Arbeit. „Wenn Mutti früh zur Arbeit geht …“ sang ich schon im Kindergarten. Als Drittklässlerin war ich unheimlich stolz, dass ich meiner Mutter helfen durfte

bei der Korrektur von Diktaten von Schülerinnen und Schülern der 7. Klasse. Ich fand die meisten Fehler, sodass meine Mutter nur noch die Zweitkorrektur machen musste. Ich war unheimlich stolz auf meine Arbeit und wurde sehr gelobt von meinen Eltern – erzählen freilich durfte ich von dieser Art der „Kinderarbeit“ nichts.
Ich gewann den Eindruck, dass Arbeit das Wichtigste im Leben eines Menschen ist. Wer nicht arbeitet, ist asozial… „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seiner Leistung“ – das war in Abwandlung des Marxschen Leitsatzes für die klassenlose Gesellschaft die Losung für die erste Phase, den Sozialismus.
Während des Studiums der Philosophie und des Wissenschaftlichen Kommunismus erfuhr ich von „entfremdeter Arbeit“, vom Doppelcharakter der Arbeit im Kapitalismus. Doch das war graue Theorie, hatte mit meinem, mit unserem Leben doch nichts zu tun. Mit den Erfahrungen aus Kindheit und Jugend in der DDR erschien es mir völlig logisch, dass der Mensch sich aus dem Tierreich heraushob, indem er Werkzeuge herstellte, was ihn zum aufrechten Gang brachte – „Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen“…
Eine andere Sicht auf meine Arbeit gewann ich nach dem Studium. Ich begann mich ihrer manchmal zu schämen, sah sie als nicht richtige Arbeit an, weil ich ja nichts produzierte und auch sonst oft nicht den Nutzen von dem erkannte, was ich tat: Ich arbeitete in der SED-Kreisleitung in Potsdam – und hatte oft das Gefühl, dass ich – und natürlich auch meine Mitstreiter/innen – auf Kosten der Arbeiterklasse quasi durchgefüttert wurde. Besonders beschlich mich dieses Gefühl, wenn ich vor Ort in Betrieben war. Doch wenn ich Bildungsarbeit machte, empfand ich das als gute und nützliche Arbeit …
Nach 1990 fanden wir uns im realen Kapitalismus wieder. Ich lernte Menschen kennen, die von Erwerbsarbeit als notwendigem Übel sprachen, deren Leben nur außerhalb der Arbeit lebenswert schien, die der Lohnarbeit nichts Gutes abgewinnen konnten. Zugleich erlebte ich, wie viele ehemalige DDR-Bürger/innen viel zu früh aus dem Arbeitsprozess ausgestoßen wurden und sehr darunter litten. Auch meine Eltern als überzeugte Träger/innen des Systems DDR wurden in den Vorruhestand gedrängt und haben sehr darunter gelitten. Doch sie haben schnell gelernt, neue Spielräume zu nutzen. Sie entdeckten für sich das Reisen durch die ganze Welt – früher fehlte in unserer Familie immer das Geld für Urlaub im sozialistischen Ausland. Ich bin sehr froh darüber, dass sie nicht resignierten, sondern sich neue Tätigkeitsfelder eroberten. Bei aller Reiselust waren sie auch immer für die zahlreichen Enkel da und entlasteten die Familien ihrer Kinder in den Ferienzeiten. Und sie engagierten sich in der PDS. Manchmal denke ich, dass ihr Leben bunter und vielfältiger geworden ist – trotz des Verlustes des Landes, das sie mit aufgebaut haben.

Text 2

Meine erste Begegnung mit dem Arbeitsbegriff
– Berufsbiografisches ist draus geworden ...

Ich war 13, als meine Klassenkameradin mich mitnahm zum Weingut ihrer Großeltern. Dort verdiente ich mein erstes eigenes Geld: 68 Mark für eine Woche Helfen in der Weinlese, eine schöne Erfahrung.

Mit 18 stellte sich die Frage nach meinem zukünftigen Beruf. Ich hatte Freude an Strukturieren, Sprachen und dem Umgang mit Menschen. Der Beruf Botschaftssekretärin schien mir geeignet.

Doch es kam anders. Ich wurde 1969 für ein Jahr mit dem Schüleraustausch nach Brasilien geschickt. Dort, unter der Vargas-Diktatur, hatte ich u.a. Kontakt zu Revolutionären und lernte durch sie die Marxsche Mehrwerttheorie und die Leninsche Imperialismustheorie kennen. Außerdem fand ich, dass die Menschen in Europa an Depression und Alltagstrott litten, im Unterschied zu den Brasilianern, die arm, aber voller Lebensfreude waren. Mit 19 also begann ich, Psychologie und Soziologie zu studieren – nicht in erster Linie, um davon leben zu können, sondern um mit diesem Wissen dazu beizutragen, den Menschen und die Gesellschaft global zu verändern.

Mit 24 war ich berufstätige Sozialforscherin. Psychologie hatte ich drangegeben, es war mir zu medizinisch. Während ich mir akademisches Wissen aneignete und auch während meiner ersten Berufsjahre und später als junge Mutter ohne Berufsausübung nahm ich parallel an politischen Bewegungen teil, denn das große Verändern via Beruf war offensichtlich nicht so leicht, und der lange Gang durch die Institutionen dräute und erschien mir, als Nicht-Karrieristin, nicht sonderlich attraktiv. Ich engagierte mich, in dieser Reihenfolge, und manchmal auch gleichzeitig in: Internationalismus-Bewegung; Sponti-Basisgruppen; K-Gruppe; Frauenbewegung; Öko-Bewegung und -Lebensweise ....

[In der Familienphase kam mehr Raum für Privates hinzu: Teilnahme Kultur, Kunst und Tanz. Dann, ab 36, gewann der Weg nach innen immer mehr an Bedeutung, und während der folgenden 15 Jahre bildete ich mich privat in den verschiedensten Ansätzen humanistischer Psychologie fort, und übte mich desweiteren von Yoga bis hin zum Zen-Buddhismus in vielerlei Praktiken. Heute, mit 61, bin ich mit Themen der eigenen, spirituellen Natur sowie der Umgestaltung unseres Planeten und

unserer Welt befasst. Dies ist mein Herzensding, und hier schließt sich der Kreis zu meinem Berufswunsch 1970.]
Mit 43 endgültig geschieden und von da an finanziell ganz auf mich selbst gestellt; in meinem Beruf in interessanten und veränderungsrelevanten Projekten arbeitend; immer wieder im Wechsel mit Zeiten, in denen von Arbeitslosengeld oder -hilfe lebend und vom sozialen Netz unseres Staates aufgefangen.

Mit 51 letzte Stelle als ABM in einem universitären Projekt.

Seit 10 Jahren arbeitslos.
Arbeitslos???? Bei Weitem nicht!
Ich arbeite, bin tätig, aber ohne offizielles Entgelt.
Meine kreativen Fähigkeiten setze ich ein, indem ich manche Dienstleistungen für mich selber mache, statt sie einzukaufen. Ich helfe afrikanischen Freunden und berate sie, dafür helfen sie mir mit ihren Fähigkeiten. Ich transkribiere Vorträge oder übersetze Texte umsonst, wenn es mir Freude macht, dafür profitiere ich meinerseits von sehr vielen unentgeltlichen Angeboten im Internet oder sonstwoher.
Freunde, denen ich helfe, zeigen sich mir erkenntlich, auf welchem Weg auch immer.
Mein laufender Lebensunterhalt ist durch das ALG II gegeben, das ich als mein Grundeinkommen betrachte.
Ich nehme eine offene und unterstützende Haltung ein für alles konstruktiv Neue zur Umgestaltung unserer Welt.
Wie soll ich meinen "Arbeitsbegriff" betiteln? – ICH SELST SEIN! – "Lebenskunst" wäre auch nicht schlecht!

Text 3

Biografisch war meine erste Begegnung weniger mit dem Begriff als eine mit der Arbeit selbst. Aufgewachsen in einem Hamburger Arbeiterviertel, ging das kleine Mädchen, so glaube ich jedenfalls heute, jeden morgen bewaffnet mit Schippchen und Eimerchen zum Sandkasten, um Arbeiter zu sein. So hat es sich auch selbst empfunden. Man kann dies wohl ein emphatisches Verständnis nennen, dass es sich der Welt zuwandte, um ihr etwas abzugewinnen. „Ich bin der Arbeiter“: Arbeiter und Arbeiterstolz gehörten unmittelbar zusammen. Wichtig war auch die Regelmäßigkeit, mit der die Arbeit von statten ging; da hieß es früh nach draußen gehen.
Eine Arbeit schreiben, sagte man dann in der Schule. Die Schule war die erste Begegnung mit einer Arbeit, die ich nur ungern tat. Ebenso wie die Lehrer davon ausgingen, dass sie einen zum Lernen nötigen mussten. Dann gab es auch Lerngegenstände, mit denen sich etwas entdecken ließ und die einen stolz machten, sobald man sie erworben hatte, wie es mir mit dem Lesen erging.

Eine frühe bewusste Begegnung mit der Arbeit als körperlicher Verausgabung von Lebensenergie war, wenn meine Mutter Wäsche bügelte; häufig hab ich sie dabei beobachtet. Es war diese körperliche Betätigung wie auch die Verausgabung von Zeit, die es mir gestatteten, der Mutter – beispielsweise den ganzen Tom Sawyer und Huckleberry Finn – vorzulesen. Es war wohl eine Begegnung von geistiger und körperlicher Arbeit, die sowohl mich wie meine Mutter glücklich machte. Kann sein, dass meine Mutter das Bügeln manchmal hinauszögerte, um ein Kapitel zuende zu hören. Kann aber auch sein, dass Repressionen am Werk waren, wenn mit dem Ende des Bügelns auch das Lesen aufhören sollte.

Zu Hausarbeiten wurde ich kaum herangezogen, soweit ich mich erinnere, habe ich mich gelegentlich angeboten, es kam aber kaum etwas zustande, weil meine Mutter alles selbst im Griff haben wollte. Anders als ihre eigene Mutter, die zuerst zusammen mit einer immer abwesenden vollzeitberufstätigen Tante mit meinen Eltern und mir im Haushalt lebte, war meine Mutter von einem sterilen Ordnungswillen beseelt, dem ich mich leiblich – quasi als ihr Arbeitsgegenstand – zu entziehen suchte (Stichworte sind hier etwa Waschen, Haare) und auch sonst eher aus dem Weg gegangen bin. Die Zusammenarbeit mit ihr konnte nur unter ihrem Kommando stattfinden. Geschirr abtrocknen war meine einzige, allerdings ziemlich dauerhafte Aufgabe. Wenn überhaupt, lernte ich daneben nur solche Repro-Tätigkeiten, die sie gemieden hat und nicht gut konnte, wie das Stricken.

Meine Eltern hatten die Vorstellung, dass ich Steuerberaterin oder Schneiderin wer-

den sollte, weil der Beruf auch als Heimarbeit bewältigt werden kann, mich aber notfalls vom Mann unabhängig macht. Es sollte jedenfalls ein „Beruf“ und nicht einfach „Arbeit“ sein. Gegen ihre Vorstellung, dass ich die Mittelschule besuche, setzte ich durch, zum Gymnasium zu gehen. Eine ältere Lehrerin, die vertretungsweise in meiner Klasse unterrichtete, hatte mir das geraten. Der Ernst, mit dem sie mit mir darüber redete, machte diese Möglichkeit für mich attraktiv, es war fast schon eine Strenge, die aber doch nicht auf etwas bestimmtes, wie einen Beruf, eher auf selbstbestimmtes Lernen, hinauswollte. Darin lag auch ein geheimes Versprechen.

Die Neugier auf Industriearbeit brachte mich dazu, in den Schulferien in der Drahtanlage eines großen kupferproduzierenden Industriebetriebs zu arbeiten. Zusammen mit einer Metallurgielaborantin arbeitete ich dort in der Qualitätskontrolle. Hier lernte ich an der Arbeit die Tücken der Materie kennen. Die Drahtanlage war ein neuer Betriebsteil, in dem anfangs für einige Monate Kupferdraht von guter Qualität produziert worden war, dann aber nur noch Ausschuss. Die Ursachen für die Störungen waren unklar, es wurden Vermutungen angestellt. Es gab Stillstände und dauernde Spannungen, zum Beispiel zwischen dem jungem Ingenieur und dem altem Meister, der das Regiment über die Belegschaft hatte. Die Qualitätskontrolleurin hatte mit dem metallurgischen Labor eine etwas abgesetzte Funktion; dazu waren wir weit und breit die einzigen Frauen. Ich beobachtete komplizierte Formen von Kollegialität zwischen ihr und den männlichen Kollegen, wo Anerkennung, Anmache und Solidarität ein eigenartiges Gemisch bildeten. Die Arbeit machte mir Spaß, aber es war für mich kompliziert, die sozialen Regeln zu verstehen. In dem Betrieb habe ich nicht die selbstbewussten linken Arbeiter kennengelernt, die ich mir vorgestellt hatte, eher beobachtete ich vermuckte Reaktionen auf die krisenhafte Situation. Auf dem Weg zur Arbeit begegnete ich morgens vor dem Werk jungen Männern, die den „Arbeiterkampf“ (das war, wie ich heute weiß, die Zeitung des Kommunistischen Bundes) oder Flugblätter verteilten. Später hatte sich die Situation in der Drahtanlage beruhigt. Da hatte ich die Arbeit soweit kennengelernt, dass ich während der Sommerferien vertretungsweise die Qualitätskontrolle machte.

Im Grundstudium Stadt-und Regionalplanung an der TU Berlin habe ich zusammen mit einem Studenten die Kapitallektüre begonnen; wir hatten auch versucht, unsere Mitstudenten dafür zu begeistern und zum Beispiel Referate gehalten, in denen es um die Ware Arbeitskraft ging, woher der Wert kommt und was Mehrwert ist. Wir blieben mit unserer Begeisterung an diesen Fragen allein, den anderen Studenten, mit denen wir uns in der Hausbesetzerbewegung engagierten, waren unsere Anstrengungen wohl eher schräg. Die bewusste Auseinandersetzung mit dem

Arbeitsbegriff beginnt vermutlich hier, mit Lohnarbeit, mit ihrem Gebrauchs- und Tauschwert, mit gesellschaftlicher und geschlechtlicher Arbeitsteilung, ihren räumlichen Ausprägungen und deren historischer Entwicklung – Themen, mit denen ich mich seitdem in unterschiedlichen Formen weiter beschäftigt habe.

In einem Praktikum bei der Arbeitsgemeinschaft der Arbeitersiedlungsinitiativen im Ruhrgebiet, einer damaligen Protestbewegung gegen Abriss bzw. Privatisierung der Wohnungsbestände der alten Bergbaugesellschaften, lernte ich eine andere Form der Zusammenarbeit kennen, wo sich Menschen politische Gedanken machten, ihre Lebensbedingungen zu verteidigen suchten und sich zu diesem Zweck qualifizierten und mit Leuten kooperierten, die sie unterstützen oder ihnen helfen konnten; meine Arbeit war halb bezahlt, halb ehrenamtlicher Art. Hier lernte ich eine intensive politische Arbeit mit Menschen völlig unterschiedlicher Voraussetzungen kennen, die mich beeindruckt hat. Hier stießen meine Referate, die ich zum Beispiel über die Entwicklung der Ruhrkohle AG hielt, auch auf Interesse, weil für die Beteiligten das Lernen ein Lebensbedürfnis war.

Text 4

Die erste Aufgabe an die ich mich erinnere und die ich zum Wohle der Familie übernahm, war das Brötchenholen am Samstag morgen.
06:00Uhr öffnete der Bäcker in der Stadtmitte. Es dauerte gut eine halbe Stunde um vom Neubaugebiet dorthin zu kommen. Zuerst begleitete ich meine Mutter oder meine ältere Schwester auf dem Weg. Sie waren meist etwas schnell unterwegs und wenn man irgendetwas Spannendes entdeckte, wie Knallerbsen, Feuerkäfer oder eine gefrorene Pfütze auf der man schlittern konnte, drängelten sie.
Schliesslich zog meine Schwester irgendwann aus und mir wurde die samstägliche Brötchenversorgung übertragen und ich freute mich, denn jetzt konnte ich in Ruhe Feuerkäfer, Schwalben und Tauben beobachten, in Pfützen springen oder Knallerbsen zertreten und ich durfte mir immer eine Streuselschnecke mitbringen.
Ausserdem erschien mir diese Aufgabe sehr sinnvoll, denn ich konnte Mutti mit den frischen Brötchen eine Freude bereiten und so früh morgens kann man sowieso nichts anderes tun.

Doch die Freude über diese neue Aufgabe legte sich bald. Schliesslich war es weit und man kannte irgendwann die Tauben, die Feuerkäfer, die Schwalben und die Knallerbsen, die sowieso nicht das ganze Jahr da waren. Der Weg wurde zunehmend langweilig. Besonders unangenehm war das Brötchenholen bei Regen. Aber Mutti bestand auf ihre frischen Brötchen. Und alle noch so sinnvollen Erklärungen wie: „Es ist noch dunkel draussen und da sollte man als Kind nicht allein raus gehen.“ oder „Mutti, ich habe Hausarrest. Ich sollte nicht raus gehen.“ stiessen auf taube Ohren.

Nach einiger Zeit kam jedoch wieder Spannung in die Arbeit. Ich hatte bemerkt, dass neben dem Bäcker ein Bauer lebte mit einigen Kühen. Es war der Bauer Kalka, der uns beim Spielen am Stadtrand recht Angst machte. Er war gefürchtet, weil er Bluthunde hatte und bei uns Kindern hielt sich auch das Gerücht, dass es ihn störte, wenn wir in der Nähe seiner Ländereien spielten und er dann wohl die Hunde holen würde.
Ich nahm eines Morgens meinen Mut zusammen und klingelte am Hoftor neben dem Bäcker. Die Frau von „Kalka“ öffnete und ich fragte sie, ob man bei ihnen Milch kaufen könne. Schliesslich ist die Kaufhallenmilch ungesund. (Diese Erkenntnis gewann ich Sommerurlaub mit meinen Eltern. Als mein Vater mir zeigte, dass man dicke Milch essen kann. Leider klappte das Experiment mit der Kaufhallenmilch nicht)
Von nun an konnte ich nicht nur meiner Mutter eine Freude bereiten, sondern auch meinem Vater und das Tollste daran war, dass ich ganz allein auf diese nützliche Idee kam und diese umsetzte.

Als nun einige Zeit ins Land strich, machte ein anderer Bäcker im Edeka-Neukauf auf. Die Kaufhalle entstand direkt neben dem Neubaugebiet. Dort gab es sogar warme Brötchen und es war viel näher.
Von da an gab es keine Frischmilch mehr vom Bauern. Dafür war der Weg zum Bäcker kürzer und wenn man wartete, gab es sogar warme Brötchen.
Einige Zeit später schloss der Bäcker in der Stadtmitte - genau wie der Friseur und die Apotheke.

Und heute haben wir Aufbackbrötchen, die auch warm sind, wenn man nicht drauf wartet.

Text 5

Meine Mutter hat ständig gearbeitet. Sie machte eine halbe stunde Mittagspause, später saß sie abends ab 20h im Wohnzimmer zur Tagesschau vor dem Fernsehapparat und sonntags nachmittags nachdem der Abwasch getan war, unternahmen wir etwas gemeinsames schönes. sie machte die Hausarbeit, Gartenarbeit, half meiner Großmutter, sie hatte eine Heimarbeit angenommen und unterstützte meinen Vater beim Bau des Hauses. Ich habe sie nie freudig bei der Arbeit in Errinnerung, außer bei der Heimarbeit, wir rechneten aus, wieviel sie verdiente beim nähen für die Bundeswehr. Von ihrem Vater hatte sie gelernt, wenn man liest ist man faul.
Sie war meist „kaputt“, wie sie es ausdrückte, und hatte Kopfschmerzen und lachte selten.

Mein Vater ging zum „Dienst“, nicht zur Arbeit, als kind hab ich das nicht verstanden, er war Zollbeamter, ich konnte nie erklären, was er wirklich arbeitet. Es hatte für mich etwas wichtiges, aufregendes, er hatte eine Uniform an und sah schick aus. Er ging gern zur Arbeit, glaube ich, und kam nie erschöpft nach hause, meist hatte er eine Geschichte vom Zoll zu erzählen. Zu hause ging die Arbeit für ihn weiter in seiner Werkstatt, im Garten und beim Bau unseres Hauses. Bei dem tun zuhause erlebte ich ihn nicht so freudig.

In meiner Wahrnehmung haben meine Eltern fast immer gearbeitet, es war kaum Zeit zum Sein und Spielen und Spaß haben mit uns Kindern. An den Adventsnachmittagen haben wir manchmal gebastelt, gesungen und gelesen.

Ich habe meiner Mutter bei der Heimarbeit mitgeholfen, als ich groß genug war mit der Schere umzugehen, es war gemütlich, wir saßen alle im Wohnzimmer, ich war stolz meiner Mutter helfen zu können.

Als ich ca 11j alt war, wurde ich vom Geschirr abtrocknen zum Geschirr abwaschen befördert, meine jüngere Schwester musste abtrocknen. Ich fühlte mich größer und wichtiger. Wir hatten Spaß wenn wir dabei Musik hörten und mit dem Seifenschaum spielten, das war selten, meiner Mutter war das zu laut und wild..

Ich hatte ein kleines Stück Garten, das ich selbst anlegen und bewirtschaften durfte. Ich war mit viel Freude und Ausdauer dabei, die Gartenarbeit meiner Eltern nachzuahmen. Später half ich im großen Garten Harken und und Unkrautjäten, anfangs freiwillig, dann hätte ich lieber mit den Nachbarskindern auf dem Spielplatz neben dem Garten gespielt. Die Gartenarbeit vor dem Spielen wurde Pflicht. Ich fand es

total ungerecht, fühlte mich blöd meinen spielenden Freunden gegenüber und hab den Garten mit der Arbeit gehasst.

Mit 14 habe ich in den Osterferien Bäume gepflanzt, im Akkord. ich war als einziges Mädchen mit den coolsten Jungen aus meiner Klasse zusammen.
Das verdiente Geld sollte für einen Führerschein sein, hab mich sehr gut gefühlt, anerkannt, wichtig, erwachsen, eigenständig, … ich geh arbeiten.

Ich bin in den Sommerferien lieber arbeiten gegangen, als mit meinen Eltern in den Urlaub nach Italien zu fahren, habe Wurst verkauft und in einer Wäscherei gearbeitet. Es hatte etwas selbstbestimmtes, unabhängiges. Mit den Arbeitskollegen hatte ich nichts zu tun, nachts hab ich im Traum wurst geschnitten, bzw Jacken gebügelt.

Mit 17 war es meine Aufgabe die gesamte Wäsche der Familie, inkl der Arztkittel meiner Mutter, zu bügeln. Ich habe es als Bestrafung empfunden, weil ich so „ungezogen“ war und sich meine Mutter oft über mich geärgert hat. Ich habe es gehasst, ihre Kittel zu bügeln.

Text 6

Hier der Ansatzpunkt, der sich mir auftut: die Denklinie Arbeit - Arbeiterstaat -Werktätige / Arbeiterklasse. Diese Assoziationskette holte meine Mutter immer dann ins Gespräch, wenn ich mit Stoff aus dem Bücherregal ankam, der aus der DDR stammte und meist etwas mit Marx und Engels zu tun hatte. Sie konnte genaueste Definitionen über die Bedeutung von Arbeit für die gesellschaftliche Fortentwicklung und die Pflichten der Arbeitenden darin quasi herunterrattern, so wie sie in der Schule gelernt hatte, gemäß dem Wortlaut marxistisch-leninistischer Weltdurchbuchstabierung. Manchmal holte sie dann ihre Schulhefter aus dem Wohnzimmerschrank, um nochmal zu prüfen, ob sie sich richtig erinnerte.
Sie erklärte den Arbeiterstaat, die Aufgaben des Arbeiters, der Werktätigen, und ich dachte dann auch an „das Werk“ nebenan, auf der anderen Seite der Gleise, und an die Straße voller Menschen - „bei Schichtwechsel“, wie sie dann betonte, die vor oder nach der Arbeit in die Mitropa gleich am Ende unserer Straße im Bahnhofsgebäude (wir wohnten in der Bahnhofstraße) gingen, um noch ein Bier zu trinken.
Der Arbeiterstaat kam mir dann immer sehr roh und auch schmutzig vor. Wie die Kleidung, die viele zur Arbeit trugen, oder wie der Kohleschlot vom Kohlekraft-

werk auch gegenüber, der mehrmals am Tag rauchte (was von heute besehen wie frühe Industrialisierungsbilder anmutet).
Dies war Arbeit, und ich wollte nichts damit zu tun haben. Ich wollte nicht glauben, dass durch diesen Arbeiterstaat die Welt besser geworden ist. Und zweifelte an den Vorstellungen, die Marx in die Welt gesetzt hat immer wieder, wenn ich an diese Szenen zurückdachte, noch zu Beginn meines Studiums, in dem ich prüfen wollte, wie die großen Denker und Kritiker sich dies ausdenken konnten.
Die ruhigen Leute, die Gespräche führten, Fragen stellten und Fragen beantworteten und mich nicht in eine klare, schnell zu verwirklichende Rolle drängten, waren keine Arbeiter. Aber Arbeitende, die geduldig waren, sich anstrengten, konzentrierten, nicht den Kopf verloren und in Hektik ausbrachen, sobald etwas nicht seinen Gang ging. Ich war froh, dass diese Menschen mir zu verstehen gaben, dass anderes zu finden ist auf dieser Welt, als sich mit unangenehmen Arbeitskollegen zu verstehen oder zu arrangieren.
Allerdings konnte ich auch mit Wut darauf blicken, dass all dies nicht mehr vorhanden war (als meine Mutter so davon sprach, weil es sich kurz nach 1990 abspielte), dass diese vielen Menschenmassen nicht mehr so gemeinsam durch die Straßen gingen.

Arbeiten gehen.
Die Eltern sind auf Arbeit.
Eine Arbeit schreiben.
Die Arbeit ist getan.
Was arbeiten deine Eltern?
In der DDR gab es keine Arbeitslosigkeit.

Text 7

Die Taxifahrerin

Nur Papa konnte uns zur Arbeit bewegen. Mama nicht. Einmal im Monat ging es zur Sargfabrik. Dort mussten meine Schwester und ich helfen, die Holzreste der Totenschiffe in den roten Opel Kadett zu packen. Die Stücke waren dreieckig und mussten in rechteckige Bananenkartons von Aldi gestapelt werden. So hockten meine Schwester und ich mit viel zu großen Bauarbeiterhandschuhen in einem Haufen edelstem Holz und füllten den Kofferraum. Später kam zu unserem großen Beklagen noch ein Anhänger dazu. Außerdem kam in regelmäßigen Abständen die Arbeit im Garten hinzu: Kirschen pflücken und entkernen. Kartoffeln lesen, Erdbeeren und Johannesbeeren pflücken und natürlich Unkraut jäten. Diese Arbeit wurde uns meist von Papa zugewiesen, auch wenn Mama die Gartenarbeit liebte. Sie wollte uns wohl immer unsere Freizeit lassen. Manchmal bat sie uns ihr beim Abtrocknen zu helfen. Wenn wir nicht verschwanden und uns erst ewig später mal wieder sehen ließen, jammerten wir während des gesamten Abtrocken-Vorgangs, warum man nur abtrocknen müsste, wenn man doch eine Spülmaschine hätte und die Sachen auch abtropfen lassen könnte. Damals habe ich mir geschworen unnötige Arbeit wie abtrocknen und bügeln in meinem Leben zu vermeiden. Dies hat sich bis heute so gehalten. Geschirr trocknet von selbst und Blusen werden klatsch nass aufgehangen.
Den Arbeitsbegriff bekamen meine Schwester und ich aber auch noch auf eine andere Weise zu spüren. In unserer Familie gibt es zu jedem Feier- oder Geburtstag eines Familienmitglieds einen Grund zu feiern. Meist kommen dann mindestens 14 Personen zum großen Schlemmen bei einem von drei / bzw. vier Kindern meiner Omas und Opas zusammen. Schnell war klar, dass meine Schwester und ich bei der Küchenarbeit helfen. Das war ja auch nicht weiter schlimm, wir saßen ja schließlich alle zusammen und der Tisch musste gemeinsam geräumt werden. Nach dem Schlemmen sprangen dann alle Frauen auf um die Arbeit rasch zu erledigen. Die Männer blieben immer sitzen. Wenn sich einer mal bewegte, war es um den anderen ein Bier zu holen. Das fiel meiner Schwester und mir zunächst nicht auf, weil wir es nicht anders kannten. Wir bemerkten diese Rollenverteilung erst, als unsere drei jüngeren Cousins auch immer sitzen blieben. Wie rebellierten ohne Erfolg. Das ist bis heute so geblieben. Traurig…

Mein Leben auf dem Land hing mir schnell zum Halse raus. Überall Natur, wohin ich auch blickte und nix los. Dort wo wir wohnten fuhr noch nicht einmal ein Bus. Ich war mir drüber bewusst, dass ich Geld verdienen musste, um so früh wie möglich unabhängig zu werden. Ich besuchte also mit 14 Jahren einen Babysitterinnenkurs und wurde dann bei diversen Dorfbewohnerinnen als Kinderbetreuerin angeheuert. Mit 15 Jahren machte ich mein Schulpraktikum in einer Parfümerie. Ich war der felsenfesten Überzeugung, dass ich Parfümeriefachverkäuferin werden wollte. Schnell begriff ich, dass frau in diesem Job zwei Sachen beherrschen sollte: Gut aussehen, was sich meist auch in dicker Schminke ausdrückte und Geschichten erzählen können. Das konnte ich beides und so bekam ich einen Nebenjob in der Parfümerie. Doch schon bald nervten mich die falschen Worthülsen, wie „Das ist der Diamant der Düfte“ oder „klar packe ich Ihnen auch noch ein zweites kleines Geschenk (für die Ehefrau) ein.“
Am ersten Mai 1997 lernte ich beim Maifest im Dorf einen Koch kennen. Er erzählte mir, dass er in einem Waldhotel ganz bei uns in der Nähe arbeiten würde. „Ich will Kellnerin werden“, strahlte ich ihn an. „Na dann komm morgen vorbei“, meinte er. Von da an begann eine zehnjährige Gastronomie-Tätigkeit vom Seminarhotel, zum Nobelrestaurant, über den Golfclub, bis hin zur Bierstube, zum türkischen Fischrestaurant und zum Szenelokal. Das Kellnern, was ich ausgesprochen gerne tat, ermöglichte es mir, mit 18 von zu Hause auszuziehen in eine kleine Wohnung in der Stadt zu ziehen und ein eigenständiges Leben fernab dem langweiligen Dorf und der Familie zu führen. Dort bekam ich aber auch zu spüren, welches Ansehen der Job einer Kellnerin hat. Erzählte ich meinen Gästen, dass ich am nächsten Morgen zur Uni musste, waren sie ganz verwundert und fragten, warum ich denn kellnern müsste, wenn ich Studentin sei. „Um mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen“, sagte ich bestimmt und konnte mich jedes Mal, wenn ich das Thema ansprach, auf einen 5-Euro-Schein auf meinem Trinkgeld-Teller verlassen. Von nun an erzählte ich regelmäßig von meinem Studium.
Erst ein Nebenjob als Studentische Hilfskraft in der Redaktion Landespolitik des WDR konnte meine Kellnerinnen-Leidenschaft stoppen. Zu dieser Zeit war ich schon Studentin der Germanistik und Politikwissenschaft und dachte mir, dass sich ein Job beim WDR im Lebenslauf wohl viel besser machen würde als ein Job in der Hafenbar. Langweiliger war es auf jeden Fall: Kopieren, Kaffee kochen und irgendwelche Bänder von A nach B bringen. Nach dem befristeten Jahr bewarb ich mich als Lokaljournalistin bei der Neuen Rhein Zeitung. Mir

war schon zu dieser Zeit klar, dass ich mich bereits während des Germanistik-Studiums beruflich einbringen und orientieren musste, denn sonst würde es sehr schwierig als Germanistin auf dem Arbeitsmarkt werden – so zumindest die allgemeine Annahme. Ich weiß nicht, wie oft ich den Satz „Dann wirst du sicher später Taxifahrerin“ gehört habe. Ich erwiderte dann immer: Nein als Germanistin bin ich in vielen verschiedenen Sparten einsetzbar – überall wo mit Text gearbeitet wird: im Theater, in der Werbung, im Journalismus und vieles Weitere.
Mit dem Arbeitsbegriff an sich beschäftigte ich mich das erste Mal auf der Frauensommerakademie 2008 in Zylpich. Da stellte Frigga Haug ihre 4in1 Perspektive vor und ich verstand und verinnerlichte von diesem Moment an, dass auch mein Engagement in den freien Kulturvereinen und bei der Rosa Luxemburg Stiftung NRW Arbeit ist, oder die Forschung an meiner Dissertation. Viel später als ich schon Bildungsreferentin für die Rosa-Luxemburg-Stiftung war, hatten wir Regionalbüromitarbeiter der Stiftung ein Gespräch mit dem Parteivorsitzenden der Partei DIE LINKE Klaus Ernst. Er wollte uns doch tatsächlich erzählen, dass es keine Arbeit ist, mit einem Buch auf der Couch zu liegen. Ich glaube, wir haben in diesem Moment alle das gleiche gedacht…

In der Arbeit zu Hause sein?[1]

Die zeitgemäße Kritik an der Bedeutung von Arbeit für sozialwissenschaftliche und auch feministische Theorie und gesellschaftliche Praxis erfahre ich als persönliche Verunsicherung. Denn Arbeit erinnere ich als fast magisches Zentrum meines Lebens von klein an.

Arbeitsbiographie
Da war zunächst das Milchholen beim Bauern. Meine um zwei Jahre ältere Schwester durfte das, ich nicht. Milchholen war Arbeit. Vor mir ein abenteuerliches Leben voller Bedeutung und Wichtigkeit. Ich würde eine halbe Stunde früher aufstehen müssen, weil ich etwas Großes vorhatte; ich würde einen weiten Weg alleine gehen, auf dem ich Gänse passieren musste, vor denen ich mich fürchtete; ich würde die Milch nach Hause bringen, die nötig war und gut schmeckte, und ich würde mich weder verlaufen, noch etwas verschütten, noch zu lange brauchen. Dann würde ich wesentlich älter sein als mein zwei Jahre jüngerer Bruder. Milch holen – die Worte

1 Haug, Frigga: „Die Vier-in-einem-Perspektive - Politik von Frauen für eine neue Linke“; Argument Verlag 2009

verbanden sich mit Gefühlen von Wildheit, Unabhängigkeit, Größe und Welt und mit einer Unsicherheit, die ich unbedingt wollte. Endlich. Das Hochgefühl hielt einige Wochen an. Ich entdeckte Abkürzungen mit anderen Gefahren. Die schreienden Gänse mit vorgestreckten Hälsen ließen sich umgehen, wenn ich vom Weg abwich und einen eingezäunten Acker durchquerte. Dafür musste ich so schnell laufen, dass der Bauer mit dem Stock mich nicht erreichte. Beim Klettern über die Zäune verschüttete ich oft Milch, aber ich brauchte fast 5 Minuten weniger Zeit. Wenn ich hinfiel, kam Dreck in die Kanne. Langsam wurde das Milchholen zu einer lästigen Aufgabe, der ich mich so dringlich zu entledigen suchte, wie ich sie zuvor gewünscht hatte. Glücklicherweise hatte mein Bruder das gleiche Verlangen nach Größe. Die Pflicht ließ sich abgeben. Aber das Milchholen war ja nur ein Anfang gewesen. Ich war jetzt groß genug, andere häusliche Aufgaben zu übernehmen. Die Enttäuschung über die vergangene Lust spornte mich an, frühzeitig auf Abhilfe zu sinnen. Ich verschwand, wenn es ans Abwaschen ging; ich wurde krank, wenn der Frühjahrsputz nahte; kurz, ich verwendete all meine Energie auf die Vermeidung von Arbeit. Für die Schule entwickelte ich Rationalisierungsstrategien. Alle Fächer wurden von mir so gelebt, dass ich ohne Arbeit durchrutschen konnte. Wenn irgendeine Note sich in den Gefahrenbereich »4« begab, war ich untröstlich, denn das bedeutete: ich musste arbeiten. Als Fahrschülerin verbannte ich solche Hausaufgaben in die Zeit im Zug und in die Pausen, sodass alle übrige Zeit »frei« war zum Lesen, Träumen und Durch-die-Wälder-Streifen. Hier arbeiteten wir schwer, indem wir Hütten bauten, Stollen gruben, ja Bäume fällten und Zweige flochten.

In dieser Zeit nannte man mich zuweilen »Schneckchen«, weil ich herausgefunden hatte, dass Arbeiten im Hause weniger werden, wenn man sich ihnen so widerwillig und langsam nähert, dass ein anderer sie stattdessen ergreift. Meine gesamte Lebensorganisation war bestimmt durch Arbeit bzw. ihre Vermeidung. Ja meine Moral wurde durch sie zersetzt, weil ich häufig ihretwegen lügen musste.

Das Gefühl vom ersten Milchholen wiederholte sich, als ich an die Universität kam. Mein größtes Unglück war, dass in den ersten zwei Wochen fast nichts los war. Aber dann warf ich mich in den Rausch des Lernens. Ich belegte zwanzig Seminare und Vorlesungen, übernahm sieben Referate im ersten Semester. Die Universität betrat ich um acht Uhr früh und verließ sie abends um zehn Uhr, um dann noch tanzen oder schwimmen zu gehen und endlos zu diskutieren. Meine Nahrung war Schokolade. Ich war begeistert. In den folgenden Semestern verschob ich die Lernstunden nur wenig; mehr Zeit für die Bibliotheken ergab sich durch ein kritischeres Urteil über einige Veranstaltungen, die ich darum aus dem Stundenplan strich. Nur in zwei Semestern änderte ich meine Lebensorganisation: einmal, weil ich zu verliebt war, um überhaupt in die Universität zu gehen; ein andermal, weil ich in zu viele politische Veranstaltungen und Demonstrationen verwickelt war, um

die davon noch unberührten Seminare bei den Historikern besuchen zu können. Mein Studium wurde lediglich dadurch gestört, dass ich arbeiten musste, um Geld zu verdienen. Aber auch dieses konnte ich durch Erlangen einer der so begehrten »Hilfswissenschaftlerstellen« schon im dritten Semester regeln. Ach, wenn es ewig so bleiben könnte!

Nach dem zehnten Semester mehrten sich Fragen nach dem Studienabschluss; viele, mit denen ich begonnen hatte, schrieben an ihren Examensarbeiten oder hatten die Universität ohne Abschluss verlassen. Der Gedanke an eine Dissertation machte mich krank. Ich schrieb mehr und mehr Referate, um das große Referat nicht schreiben zu müssen. Da plötzlich erfuhr ich in einer ansonsten langweiligen Vorlesung etwas Aufregendes: In der frühen Sowjetunion hatte es »Arbeitseinsätze« gegeben, in denen große Menschengruppen unentgeltlich ihre Samstage damit verbrachten, einen Beitrag für den gesellschaftlichen Aufbau zu leisten. Sie wurden Subbotniks genannt. Lenin selbst beteiligte sich an ihnen. Er, den ich mir als Tag und Nacht arbeitend, schreibend, bedenkend und aufrüttelnde Reden haltend, als ständig überarbeitet und erschöpft dachte. In die Lethargie des drohenden Examens kam die Lust des frühen Milchholens, bereichert um den Hüttenbau der Schulzeit und die Ausdehnung der Universitätsjahre. Hier war in meiner Vorstellung ein ganzes Volk gemeinsam unterwegs in dieser begeisterten Lust, zusammen lebendig zu sein in der Arbeit.

Arbeit, so hatte ich zunächst geglaubt, das ist das Glück des Lebens. Arbeit ist Langeweile, Mühsal, ja Elend und tritt an die Stelle des Lebens – dies waren die Erfahrungen und Lehren insbesondere aus meiner Schulzeit. Der Stachel blieb. Arbeit, so empfand ich jetzt wieder, das ist Zukünftiges und schon wirklich heute.

In kühnem Schwung verband ich die Mühseligkeit der Arbeit mit der Entwicklung der Theorie von Aristoteles bis Hegel und ihre Lust mit der Wirklichkeit der Subbotniks und der Theorie des Marxismus. In diesen Rahmen spannte ich mein Dissertationsprojekt. Es scheiterte nicht daran, dass ich zu wenig arbeitete. In stummem Vorwurf stehen vor mir noch die vielen Bücher, die das Feuer der Subbotniks ebenso erstickten wie meine Lust am Arbeitsvorhaben und damit meine Möglichkeit, diesen Text überhaupt zu schreiben. »Die Erziehung zur Liebe zur Arbeit« – das war der Tenor der Schriften aus der Sowjetunion und aus der DDR, die ich mit so viel Hoffnung aufgeschlagen hatte. Übrig blieb der staubige Geruch aus dem Schulzimmer, der Geist jener Arbeiten, denen ich in meiner Kindheit so erfolgreich aus dem Wege gegangen war. Eine Moral sollte installiert werden; gegen einen angenommenen Sinn für Faulheit sollte die Formierung zur Arbeitsamkeit treten. Disziplin, Gehorsam, Ordnung hatten die Plätze der freudigen, schöpferischen, neuen, lebendigen Freiwilligkeit eingenommen. Ein nützliches Glied der Gesellschaft zu sein, das war nicht mehr Geheimnis, Aufbruch, Lust und Gemeinsamkeit – das

war individuelle Pflichtübung, gefordert von Lehrern, die darüber ebenso lustlos schrieben, wie die Schüler sich offenbar dazu verhielten – will man den Büchern Glauben schenken. Aus dem Frühlingssturm des lebendigen Wollens war der eisige Wind der Arbeitspflicht geworden. Aus der Lust, ein Mensch sein zu wollen, wurde die Not eines Zöglings in einer Besserungsanstalt. Ich gab auf. Mein Projekt schob ich ins Vergessen. An seine Stelle rückte eine Tochter.

Die Unruhe trieb mich zurück in die Universität. Acht Jahre später gründete ich das Projekt Automation und Qualifikation (vgl. zuletzt PAQ 1987). Hinter dem eher nüchternen Namen suchte ich erneut jenem Geheimnis des frühen Milchholens auf die Spur zu kommen. War es nicht möglich, dass die Entwicklung der Technologie die Arbeit so weit von aller Last, von Monotonie und Dummheit befreien konnte, dass die Arbeitenden endlich anfingen, ihre lebendige Tätigkeit wie Menschen schöpferisch und lustvoll zu leben? Könnte Arbeit jetzt so gestaltet werden, dass lebenslanges Lernen eine Gewohnheit wurde? Zusammenarbeit zur wechselseitigen Stärkung führte? Phantasie zur Notwendigkeit? Und müsste nicht eine solche Technologie aus den privaten Verwertungszwecken ganz unabdingbar zurückgeholt werden ins Gesellschaftliche? Allerdings dachten wir solche Möglichkeiten nicht als harmonische automatische Folge der Entwicklung der Produktionsmittel. Vielmehr folgten wir auch hier Marx, der solche Zusammenstöße von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen als Katastrophe, als Fragen von Leben und Tod annahm.

Wir versuchten, uns ein solches Individuum vorzustellen, welches lernend arbeitet und arbeitend vornehmlich seinen Kopf betätigt, in dieser Weise verbunden mit anderen. Wir suchten das »total entwickelte Individuum« und Elemente seines Möglichseins hier und heute. Unversehens stellten wir uns die kommenden Arbeiter als Wissenschaftler vor – eigentlich als Mitglieder unseres Forschungsprojekts. Ungleich uns selber hatten sie jedoch keine Körper – zumindest keine Arbeitskörper. Solch einseitige Betrachtung der Menschen schien uns jedoch auch in eine Perspektive zu verweisen, in der die Kultur der Körper gesellschaftliche Tat wird und an die Stelle des einfachen Verbrauchs von Arbeitskraft treten kann. Klaus Holzkamp war so etwas wie ein Ehrenmitglied unseres Projekts. Wir nannten ihn nach dem damaligen erfolgreichen Radsportler den Eddy Merx der Psychologie – ein Name, der zugleich auf das marxsche Erbe wie auf den unendlichen Arbeitseifer verwies, mit dem Holzkamp die Kritische Psychologie Stein um Stein aufbaute. Eigentümlicherweise hatten wir für diese geistige Arbeit eine Figur als eine Art Code gewählt, die als Radsportler ausdrücklich körperliche Arbeit in physikalisch messbarem Umfang leistete – bis zur Erschöpfung. Nur dies schien uns angemessen, um diese Verwandlung von Lebenskraft in Energie der Veränderung zu kennzeichnen. Zum damaligen Zeitpunkt meinten wir das durchaus nicht kritisch. Vielleicht ist es

notwendig, selbst praktisch eine solche Verwandlung von Lebenszeit in selbstgewählte Arbeitszeit zu leben, um schließlich doch – wie Klaus dies in der Grundlegung (1984) tat – die Botschaft von der Identität von gesellschaftlicher Reproduktion und der der Individuen zu hinterfragen. Wenngleich die Einzelnen Gesellschaft wiederherstellen müssen, indem sie ihr Leben erhalten, überlebt doch Gesellschaft, wenn Menschen sich selbst vergessen, zu wenig schlafen, essen, lieben und genießen und schließlich krank werden und sterben, und sie überlebt selbst dann, wenn Einzelne sich parasitär verhalten. Gebraucht wird eine Kultur des individuellen Lebens, gerade weil der Mensch ein gesellschaftliches Wesen ist.

Welche Rolle spielt eigentlich Arbeit in der Psychologie allgemein und welche in der Kritischen Psychologie? Der erste Teil der Frage ist schnell beantwortet: In den verschiedenen Abteilungen herkömmlicher Psychologie hat Arbeit so lange keinen Ort, wie sie nicht durch ihr praktisches Fehlen – in Gestalt von Arbeitslosigkeit – als Ursache psychischer Störungen behauptet werden kann. Daneben gibt es eine Spezialdisziplin: die Arbeitspsychologie – ihre Domäne sind die psychophysischen Vernutzungen durch den Gebrauch menschlicher Sinne, Muskeln und Nerven. Arbeit selbst aber als spezifisch menschlich zu sehen und von daher als grundlegende Dimension jeder Subjekttheorie zu begreifen, dies tut erst die Kritische Psychologie.

In diesem Selbstverständnis fühlten wir uns als Automationsprojekt im Psychologischen Institut wie die Fische im Wasser. Unsere Hoffnungen auf menschliche Entwicklung in der Automationsarbeit sahen wir gestärkt durch das von Ute Holzkamp-Osterkamp formulierte Konzept der »produktiven Bedürfnisse« (1975, 76). Gehört es nicht zur menschlichen Natur, eingreifen, gestalten und verändern zu wollen, sich die Welt anzueignen, um sie zum Wohle aller bewohnbar zu machen? Unser ungebrochener Optimismus in dieser Frage entstand zwar vor der Zeit, da die Meldung von Umweltkatastrophen fast täglich demonstriert, dass die Menschen ausgezogen zu sein scheinen, die Welt unbewohnbar zu machen. Jedoch wird unter diesen Verhältnissen der Einsatz für die Verwirklichung eines Menschseins umso dringlicher, welches zugleich die Bewahrung und Befriedung der Welt und die Entfaltung der individuellen Kräfte auf die Tagesordnung setzt.

»Das produktive Leben ist aber das Gattungsleben. Es ist das Leben erzeugende Leben. In der Art der Lebenstätigkeit liegt der ganze Charakter einer Spezies, ihr Gattungscharakter, und die freie bewusste Tätigkeit ist der Gattungscharakter des Menschen.« (MEW EB 1, 516)

In diesen Worten des jungen Marx fühlten wir uns aufgehoben, einig in der Kritischen Psychologie und wohlgerüstet für unser Automationsprojekt.

In Ute H.-Osterkamps Entwurf schließen die »produktiven Bedürfnisse« das Verlangen nach der Verfügung über die gesellschaftlichen Lebensbedingungen ein; der

Protest gegen fremdbestimmte Produktionsverhältnisse kann mitgedacht werden. Die Vorstellung, dass der Mensch mit einem Verlangen nach produktivem Tun ausgestattet sein könnte, gab den in Sozialarbeit und Kindererziehung tätigen Psychologen unmittelbar Auftrieb. Sie übertrugen die kategoriale Form umstandslos auf die Wirklichkeit in Kindergarten und Schule – heraus kam eine neuerliche »Erziehung zur Liebe zur Arbeit«. Die einschnürende Kälte aus den alten Büchern meines früheren Dissertationsprojekts wurde gelockert durch die warme Fröhlichkeit der Erzieher. Die Umklammerung blieb. Vergeblich versuchten wir auf der methodischen Ebene den Status der Kategorie einzuklagen. Zu verführerisch war es, die alten Erziehungsziele von Fleiß, Disziplin, Ordnung usw. durch die neue Kritische Psychologie nicht nur zu legitimieren, sondern sogar mit dem Atem des Revolutionären zu beseelen.

Wir vom Forschungsprojekt zur Automationsarbeit wussten ›natürlich‹, dass der Begriff der »produktiven Bedürfnisse« nicht unmittelbar empirisch verwandt werden konnte. Aber konnten nicht »Ansätze«, »Triebkräfte«, »Formen« dieser menschlichen Ausstattung hier und heute gefunden werden? Das unlösbare Problem, mit dem wir uns herumschlugen, war kurz gesagt dieses: Die Vorstellung, dass dem Menschen ein Bedürfnis nach Produktion innewohne, ja dass er so sein Menschsein verwirkliche, verengte unseren Blick auf die Entwicklung einzelner Individuen in Bezug auf ihre Fähigkeiten zur Produktion im Denken, Planen, Können und Wollen. Dies trotz besseren Wissens um die Gesellschaftlichkeit des Menschen. Fragen der Zusammenarbeit mussten wir zusätzlich anfügen; gesellschaftliche Fremdbestimmung war für uns der beengende Rahmen, der das übergreifende Wollen behinderte, nicht selbst eine Form des Denkens und Handelns.

Die einzelnen Menschen gerieten uns zu bewusst tätigen Wesen; aber ihr Bewusstsein kreiste in unserem Entwurf nicht allein ausschließlich um Arbeit, es hatte ihr Sein aufgeschluckt.

Wie erleichtert waren wir, als Klaus Holzkamp in der Grundlegung nicht nur die »produktiven Bedürfnisse« ohne weitere Auseinandersetzung als zentrale Kategorie wieder verschwinden ließ (bzw. ersetzte durch die Wendung »produktiver Aspekt menschlicher Bedürfnis-Verhältnisse« [242]), sondern sich sogar an den Hauptbrocken wagte: Marx und die Arbeit. Ohne große Umstände wird jener Kronzeuge der vielen Bücher, die zur Liebe zur Arbeit erziehen wollten, jener historisch belastete Satz von »der Arbeit als erstem Lebensbedürfnis« aus Standpunkt und sozialistischer Perspektive entfernt:

»Nicht die ›Arbeit‹ als solche ist erstes Lebensbedürfnis, sondern ›Arbeit‹ nur so weit, wie sie dem Einzelnen die Teilhabe an der Verfügung über den gesellschaftlichen Prozess erlaubt, ihn also ›handlungsfähig‹ macht. Mithin ist nicht ›Arbeit‹, sondern ›Handlungsfähigkeit‹ das erste menschliche Lebensbedürfnis – dies deswegen, weil Handlungsfähigkeit die allgemeinste Rahmenqualität eines menschlichen und menschenwürdigen Daseins ist und Handlungsunfähigkeit die allgemeinste Qualität menschlichen Elends der Ausgeliefertheit an die Verhältnisse, Angst, Unfreiheit und Erniedrigung.« (243)

Endlich vorbei mit der Drohung von Arbeitserziehungslagern, der fröhlichen Unterwerfung im Kindergarten, der Lähmung durch die Schule, der puritanischen Ethik und dem Geist des Kapitalismus, dem arbeitenden Gott?

Im Begriff der Handlungsfähigkeit sind die gesellschaftlichen Verhältnisse auf jeden Fall mitgedacht und einklagbar. Der Begriff hat zudem den Vorteil, Bewegung einzubeziehen. Es gibt Stufen von Handlungsfähigkeit, gab es Stufen von Arbeit? Arbeit konnte zum bloßen Produktivismus geraten; der gesellschaftliche Bezug konnte verloren gehen. Im Begriff der Handlungsfähigkeit dagegen denken wir den Kampf um die Balance in Gesellschaft, die Bewegung zu immer größeren Fähigkeiten des Handelns, den Erwerb dieser Fähigkeiten und die Verfügung über die Bedingungen, die beides umfassen. Ja, dies ist das erste menschliche Lebensbedürfnis, ohne Zweifel.

Die Befriedigung über diese Wendung wird kleiner durch zu viel Beifall.

Da sind zunächst die vielfältigen Stimmen aus der Frauenbewegung. Der marxsche Arbeitsbegriff taugt nicht für die Frauenbefreiung; schlimmer, er ist eigens erfunden, um die Frauenarbeiten verschwinden zu lassen. Arbeit bei Marx, das ist männliches Tun, Eingriff in die Natur bis zu ihrer Zerstörung, Produktion um der Produktion willen, Entwicklung der Technik bis zur Atombombe, Herrschaft des Geistes, der Rationalität über das Leben. Die Befreiung der Arbeit aus kapitalistischen Zwangsverhältnissen wurde als Befreiung des Arbeiters gedacht, nicht als die der Hausfrau. Überwinden wir auch diese Probleme mit dem Begriff der Handlungsfähigkeit? Zweifellos eröffnet er ein Feld, in dem Frauenunterdrückung und -befreiung artikulierbar werden. Er ist praktikabel, nützt hier und heute, ja selbst seine Perspektive ist aus den unendlichen Weiten frühmarxscher Utopie ins Machbare gerückt. Hat er jetzt wirklich das einstmals Gewollte eingeholt?

Als ich vor Jahren »arbeitslos« war, gab es in einer Arbeitsgruppe Kritischer Psychologen einen heftigen Streit um meine Behauptung, dass mein politisches Engagement, meine vielfältigen Aufgaben zu Hause und in Verlag und Redaktion der Zeitschrift Das Argument aus mir eine Person machten, die durch Arbeit mit der Gesellschaft verbunden war. Selbstredend dachte keiner daran, als Arbeit nur entlohnte Arbeit anzuerkennen; jedoch war klar, dass die gesellschaftliche Anerkennung und Einbindung ein wesentlicher Faktor der Menschwerdung war und vor allem, dass jede Änderung der Verhältnisse von innen aus den Erwerbsarbeitsprozessen kommen müsse, nicht von außen, von den Marginalisierten – Arbeitslosen, Hausfrauen, Subkulturen aller Art. Die Polemik ging so weit, dass die Möglichkeit

von Persönlichkeitsentwicklung für Arbeitslose bestritten werden konnte. Damals – in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre – war das Phänomen der Arbeitslosigkeit noch nicht so allgemein. Heute, angesichts der Perspektive einer Abnahme »produktiver Arbeit« (Arbeit im produktiven Sektor) auf zehn Prozent bis zum Ende des 20. Jahrhunderts und einer strukturellen Arbeitslosigkeit, die jedes Jahr zunimmt, sind die Sozialwissenschaftler herausgefordert, den Zusammenhang von Arbeit und Leben zunächst einmal wenigstens neu zu denken.

Die Bewegung macht vor der Kritischen Psychologie nicht halt. In ihrem Umfeld hatten sich über die Jahre jene kritischen Geister gesammelt, die aus dem Phänomen der Arbeitslosigkeit eine glückliche Synthese von Psychologie und Gesellschaftskritik machen wollten. Entsprechend hieß schon der zweite Kongress der Kritischen Psychologen »Arbeit und Arbeitslosigkeit in kritisch-psychologischer Sicht« (1979). Die Positionen reichen bis heute von einer Behauptung psychischer Verelendung bei Arbeitslosigkeit bis hin zur umgekehrten Behauptung einer ungeahnten Möglichkeit für schöpferische Entfaltung durch Befreiung von den Zwängen fremdbestimmter Arbeit.

In seinem vor allem methodisch verdienstvollen Beitrag zur Arbeitslosigkeit (1986) kann Klaus Holzkamp vom Standpunkt der Handlungsfähigkeit der Menschen ihre Erfahrungen mit der Kategorie der »subjektiven Handlungsgründe« »psychologisch« erarbeiten. Arbeitslosigkeit rückt in den Rang einer Rahmenbedingung unter anderen, deren Verarbeitungsform überhaupt nicht notwendig ein Problem für Psychologen wird, sondern nur dann, wenn die Betroffenen nicht wissen, wie sie ihre Reaktionen auf das unmittelbar Erfahrene selbst handhaben können. Gegenstand der Psychologie sind hier nicht die Arbeitslosigkeit oder die Arbeit, sondern die Erfahrung der Individuen mit Arbeitslosigkeit. Arbeit ist dabei nicht nur die Form der gesellschaftlichen Tätigkeit, welche gesellschaftliche Integration gewährt, sie ist zudem ein Feld der Bedeutungen und von daher auch Gegenstand der ideologischen Kämpfe und der Ideologieforschung.

Diese Verschiebung des Gegenstandes der Psychologie von der Vorstellung, Arbeit sei Wesensmerkmal des Menschen, primäres Bedürfnis, hin zu dem Vorschlag, die Erfahrungen der Individuen und damit das Verhältnis von »unmittelbarem« zu »unmittelbarkeitsüberschreitendem« Weltbezug als Rahmen für individuelle Handlungsfähigkeit zu behaupten, löst das Problem des normativen Umgangs mit Menschen, verneint die »Erziehung zur Liebe zur Arbeit«. Veränderungen werden im Rahmen des Möglichen machbar. Wo aber blieb dabei die Hoffnung, die an der Wiege jener erstarrten Konzepte von der Entwicklung durch Arbeit stand? Welche Dimension büßten wir ein, als wir die Identität von individueller Entfaltung und Arbeit aufgaben zugunsten der ökonomisch-politischen Rahmensetzung von Arbeitsplatzsicherheit oder Arbeitslosigkeit und der ideologischen Besetzung dieses

Feldes von Arbeit, welches die Erfahrungen der Einzelnen mitbestimmt? Gehört am Ende unsere anfängliche Sehnsucht nach Sinnesentfaltung, Lust und Schaffensfreude, Neugier, Mühe und Wetteifer ebenfalls in den Bereich des Ideologischen?

Marx und die Arbeit

Nicht nur die Frankfurter Allgemeine Zeitung und die Unternehmerverbände haben Arbeit zum Feld ideologischer Bedeutungskämpfe erkoren. Der »Wertwandel« um Arbeit hat auch die Sozialwissenschaften, allen voran die Soziologie erschüttert. Die Bedeutung, die Arbeit für den Einzelnen hat, soll gesellschaftlich ermäßigt werden. Das erlaubt mehr psychische Stabilität bei Arbeitslosigkeit, weniger Marginalisierung jener, die keine Arbeit haben, wenn diese ohnehin nicht mehr so zentral ist wie etwa eine Familie. Das Umfrageinstitut INFAS versorgt die Öffentlichkeit regelmäßig mit den neuesten Nachrichten über die Abnahme des Stellenwerts, den Arbeit für die einzelnen Gesellschaftsmitglieder – insbesondere die jüngeren – hat. Die Gesellschaft wandelt sich auf kluge Weise: In dem Maße, wie industriell weniger Arbeitskräfte gebraucht werden, da die Produktivitätssteigerung nicht durch Wachstum zugunsten gleichbleibenden Arbeitseinsatzes in den gleichen Industriezweigen ausgeglichen wird, in dem Maße verlieren auch die Arbeitenden den Wunsch nach Arbeit. Sie streifen ihre protestantische Arbeitshaut ab und entwickeln zugleich Neigungen, die nicht notwendig das Arbeitslosengeld überschreiten: z. B. ein Bedürfnis nach Kommunikation, nach Freundschaft und Nähe, Nachbarschaftlichkeit und ehrenamtlichen Tätigkeiten in der Altenpflege, der Behindertenfürsorge. In »nicht-entfremdeter« Gestalt – in Freizeit und Hobby oder in alternativen Projekten – entfalten sie genau die Hoffnungen, die am Anfang meiner Arbeitsdiskussion standen: »Selbsttätigkeit«, »freie Tätigkeit«, »Sinnengenuss«, »Aufhebung der Verkehrung von Mittel und Zweck«. Folgen wir zum Beispiel Dahrendorfs »Ende der Arbeitsgesellschaft«, so sind die Menschen heute in den Genuss der Aufhebung der entfremdeten Arbeit (also in den Bereich des Kommunismus) gekommen, ohne irgendeine gesellschaftliche Revolution gemacht zu haben.

Auch die »Verwandlung der Arbeit in Selbstbetätigung und die Verwandlung des bisherigen bedingten Verkehrs in den Verkehr der Individuen als solcher« (MEW 3, 68) hatte sich Marx nur durch eine Revolution herbeiführbar gedacht; genau diese Dimensionen aber sind es auch, die in der Soziologie – etwa von Habermas – an die Stelle des Arbeitsbegriffs treten sollen: Selbsttätigkeit und kommunikatives Handeln. Habermas spricht von der »Erschöpfung utopischer Energien« und meint die Projekte, die die Emanzipation der Arbeit von Fremdbestimmung erstreiten wollten: vornehmlich Marx und die Arbeiterbewegung. »Das politische Anregungspotenzial der arbeitsgesellschaftlichen Utopie« sei erschöpft; Widerstandspotenziale

sammelten sich »im Sog einer fortschreitenden bürokratischen Erosion der aus naturwüchsigen Zusammenhängen freigesetzten, kommunikativ strukturierten Lebenswelten« an (Habermas 1985, 141ff).
Habermas empfiehlt, die Hoffnung auf revolutionäre Umgestaltung der Gesellschaft durch die Arbeiterbewegung aufzugeben. Ebenso sei nicht auf den Wohlfahrtsstaat mit Vollbeschäftigungspolitik als Befriedung der Klassen zu setzen. Widerstand käme aus den neuen sozialen Bewegungen; demnach sei die Lebensweise (nicht die Arbeitsweise) Ferment für Umwälzungen. Es geht ihm um die Ersetzung der im marxschen Arbeitskonzept angelegten Revolutionstheorie. Aber reduzierte denn Marx sein Befreiungsprojekt auf die Aufhebung der entfremdeten Arbeit und die Emanzipation der (vermutlich männlichen) Arbeiter? Oder anders: Wie wäre denn mit Marx über die neuen sozialen Bewegungen zu denken und über die Befreiung der Lebensweise?
Holzkamp bezieht sich ebenso auf ein Handlungs- (und Handlungsfähigkeits-) Konzept. Für ihn steht allerdings die Zentralität einer auf die Arbeiterbewegung zählenden Revolutions- oder auch Gesellschaftsveränderungstheorie außer Frage. »Bewusstes Handeln auf klassenspezifische Lebensbedingungen« ist ein tragendes Element seiner Theoriebildung. Wie aber kommen bei ihm Selbsttätigkeit, Genuss und Selbstverwirklichung, kurz, wie kommt die Hoffnung vor, die Habermas als »utopische Stärke« bezeichnete?
Verunsichert durch die vielen bis hierher aufgeworfenen Fragen, scheint es mir an der Zeit, Marx noch einmal neu zu lesen. Das Gelände ist ein Kampfplatz. Verschiedene Richtungen beziehen sich auf Marx und sprechen dabei höchst gegensätzlich über seinen Arbeitsbegriff. Sie schlagen aufeinander ein mit Behauptungen, Marx wäre der Theoretiker der Abschaffung der Arbeit oder umgekehrt, er habe ihre Ewigkeit begründen wollen. Arbeit stehe bei ihm im Zentrum von individueller und von Menschheitsentwicklung. Sie begründe Gesellschaftstheorie recht eigentlich und sie sei ein bloßes Synonym für Herrschaft und Sklaverei. Die so sprechen, haben ihren Marx gelesen. Wie ausgerupfte Federn hängen Marxzitate als schmückendes Belegwerk in ihren Texten. Legt man die Beweisstücke nebeneinander, so kommt man unweigerlich zu dem Resultat: Marx hat seine Auffassungen geändert wie eine Wetterfahne die Richtung. Er hat alles zu Arbeit gesagt, als wäre sie nichts Ernstzunehmendes. Wie nun mit Marx verfahren, wenn wir die dogmatische Lesweise vermeiden wollen, die aus einem Zitat eine Theorie von ewiger Beständigkeit entwickelt, um in kirchlicher Manier dieselbe als wahr und einzig richtig zu verkünden? Verfahren wir nicht ebenso rechthaberisch, wenn wir die unterschiedlichen Verwendungen in einen Zusammenhang bringen wollen? Oder können wir uns damit zufriedengeben, Marx sei eben widersprüchlich; er wechsle die Paradigmen, wie dies heute modern ist, oder er habe nur in seinen Frühschriften

Wahres verkündet und sei einer, der mit dem Alter nicht klüger wurde, sondern dümmer?
In der philosophischen Tradition und in der neueren Nationalökonomie (Smith, Ricardo) fand Marx einen Arbeitsbegriff in einem bedeutungsvoll umstrittenen Feld: Arbeit war Tätigkeit der Armen; sie war Mühsal und Plage, erschöpfte die Lebensgeister, ja sie war für viele an die Stelle des Lebens getreten. Aber Arbeit war auch Quelle des Reichtums und aller Werte.
»[…] es ist das Interesse aller reichen Nationen, dass der größte Teil der Armen nie untätig sei und sie dennoch stets verausgaben, was sie einnehmen […] Diejenigen, die ihr Leben durch die tägliche Arbeit gewinnen, haben nichts, was sie anstachelt, dienstlich zu sein außer ihren Bedürfnissen, welche es Klugheit ist zu lindern, aber Narrheit wäre zu kurieren […] folgt, dass in einer freien Nation […] der sicherste Reichtum aus einer Menge arbeitsamer Armen besteht« (B. de Mandeville, Die Bienenfabel, 173, 269; zit. n. MEW 23, 643).
Arbeit als Bindeglied zwischen Armut und Reichtum, als widersprüchliche Voraussetzung für beides – zunächst arbeitet Marx die Position von Arbeit in diesem provozierenden Gegensatz als Dimension von Herrschaft aus. In der politischen Form der Arbeiteremanzipation sei die allgemein menschliche Emanzipation deshalb enthalten, weil
»die ganze menschliche Knechtschaft in dem Verhältnis des Arbeiters zur Produktion involviert ist, und alle Knechtschaftsverhältnisse nur Modifikationen und Konsequenzen dieses Verhältnisses sind« (MEW EB 1, 521).
In seinen frühen Schriften finden wir eine Reihe von Sätzen, die im Sprachmaterial der Zeit Arbeit selbst als Entfremdung fassen.
»Denn erstens erscheint dem Menschen die Arbeit, die Lebenstätigkeit, das produktive Leben selbst nur als ein Mittel zur Befriedigung eines Bedürfnisses, des Bedürfnisses der Erhaltung der physischen Existenz. Das produktive Leben ist aber das Gattungsleben. Es ist das Leben erzeugende Leben.« (MEW EB 1, 516) Alle »menschliche Tätigkeit [war] bisher Arbeit, also Industrie, sich selbst entfremdete Tätigkeit« (MEW EB 1, 542f).
Diese Auffassung, dass Arbeit selber die Form ist, in der Herrschaft sich äußert, und keineswegs etwa »erstes Lebensbedürfnis«, findet ihren konsequenten Ausdruck in der Schlussfolgerung, es sei die Arbeit, die abgeschafft gehöre:
»Es ist eines der größten Missverständnisse, von freier, gesellschaftlicher, menschlicher Arbeit, von Arbeit ohne Privateigentum zu sprechen. Die ›Arbeit‹ ist ihrem Wesen nach die unfreie, unmenschliche, ungesellschaftliche, vom Privateigentum bedingte und das Privateigentum schaffende Tätigkeit. Die Aufhebung des Privateigentums wird also erst zu einer Wirklichkeit, wenn sie als Aufhebung der Arbeit gefasst wird.« (Marx 1845, 25)

»Schließlich erhalten wir noch folgende Resultate aus den entwickelten Geschichtsauffassungen: […] 3. dass in allen bisherigen Revolutionen die Art der Tätigkeit stets unangetastet blieb und es sich nur um eine andere Distribution dieser Tätigkeit, um eine neue Verteilung der Arbeit an andere Personen handelte, während die kommunistische Revolution sich gegen die bisherige Art der Tätigkeit richtet, die Arbeit beseitigt« (MEW 3, 69f).

Ich nehme nicht an, dass Marx hier tatsächlich daran dachte, Arbeit gefasst als Stoffwechsel des Menschen mit der Natur aufhebbar zu denken, dass er ewige Muße versprach oder die Abschaffung der Industrie mit dem Überleben der Menschheit für vereinbar hielt. Arbeit als Formbegriff zu denken zwingt uns vielmehr dazu, zu rekonstruieren, was eigentlich in die Form der Arbeit verkehrt wurde, welche »Substanz« also hier zu befreien ist. In der entfremdeten Form finden sich: freie Lebensäußerung; Genuss des Lebens; die Betätigung des menschlichen Gemeinwesens; Selbstbetätigung; Bewusstsein, ein menschliches Bedürfnis befriedigt zu haben; in der Liebe sich bestätigt wissen (vgl. MEW EB 1, 462f); die Entwicklung der Individuen zu totalen Individuen; der Verkehr der Individuen als solcher (vgl. MEW 3, 68); bewusste, freie Lebenstätigkeit als Gattungswesen (vgl. MEW EB 1, 516) u. v. m. Die Betonung liegt auf der »freien Tätigkeit« oder »Selbsttätigkeit« – diese ist immer im Verhältnis zur Gattung gedacht, als gattungsspezifisches Merkmal. Die Menschen sind als Gattungswesen produktiv füreinander tätig, dies bestimmt ihren Verkehr untereinander, das Gemeinwesen und die Entwicklung der Individuen. Diese Selbsttätigkeit ist Genuss. Das Leben selbst ist lustvolle Produktion. Von solchen marxschen Sätzen ausgehend könnten wir »Selbsttätigkeit als erstes Lebensbedürfnis« formulieren, das Gemeinwesen als produktiven Zusammenhang denken und Entwicklung der Individuen durch freie Lebenstätigkeit – aber wir kämen niemals auf die sozialwissenschaftlich moderne Abwehr: nicht Arbeit dürfe fürderhin im Zentrum von Gesellschaftstheorie stehen (wie angeblich bei Marx), sondern Kommunikation oder Lebensweise (Lebenswelt). Es ist ganz offensichtlich, dass Marx diesen Unterschied zwischen Arbeits- und Lebenswelt nicht machte bzw. dass es ihm um die Revolutionierung dessen ging, was heute »Lebensweise« genannt wird. Diese begriff er als den gemeinschaftlichen genussvollen, tätigen Zusammenhang der Individuen eines Gemeinwesens. Inbegriffen sind die Verkehrsformen, die Liebe, das Leben selbst. Leben ist ihm allerdings in jedem Fall tätiges Leben. Die Lebensweise wird verkehrt durch die Produktionsverhältnisse, die Art und Weise, wie die Menschen ihr materielles Leben produzieren. Vereinfacht gesprochen tun sie dies im Laufe der Geschichte zunächst so, dass die einen der Selbstbetätigung frönen, während die anderen das materielle Leben erzeugen (vgl. auch MEW 3, 67f).

Selbstbetätigung als Perspektive der Befreiung bezieht sich auf die Erzeugung des

materiellen Lebens – dieser Bezug ist notwendig, um Leben ohne Herrschaft überhaupt denken zu können. Die Erzeugung des materiellen Lebens durchläuft so verschiedene Entwicklungsstufen – eine Form ist die Arbeit. Sie ist die unmittelbarste Verkehrung, »negative Form der Selbstbetätigung« (vgl. MEW 3, 67.). Das Leben selbst gerät mit sich in Entzweiung. In dieser Negation entfaltet Marx analytische Bestimmungen, die auch im späteren Kapital erhalten bleiben:

»Also durch die entfremdete entäußerte Arbeit erzeugt der Arbeiter das Verhältnis eines der Arbeit fremden und außer ihr stehenden Menschen zu dieser Arbeit. Das Verhältnis des Arbeiters zur Arbeit erzeugt das Verhältnis des Kapitalisten zu derselben, oder wie man sonst den Arbeitsherrn nennen will. Das Privateigentum ist also das Produkt, das Resultat, die notwendige Konsequenz der entäußerten Arbeit, des äußerlichen Verhältnisses des Arbeiters zu der Natur und zu sich selbst.« (MEW EB 1, 519f.)

Und hier ist auch der spätere Sprachgebrauch schon vorfindbar. Nicht Arbeit selbst ist in den späteren Schriften Formbegriff, an diese Stelle tritt die »entfremdete Arbeit«. Zur Arbeit dagegen sagt Marx:

»Als nützliche Arbeit ist die Arbeit daher eine von allen Gesellschaftsformen unabhängige Existenzbedingung des Menschen, ewige Naturnotwendigkeit, um den Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, also des menschlichen Lebens zu vermitteln.« (MEW 23, 57; fast gleichlautend schon MEW 13, 23f)

Arbeit ist in entfremdeter Gestalt ein Doppeltes, Bildnerin von Gebrauchswerten, zweckmäßig, und in dieser Weise unabhängig von den Gesellschaftsformationen und Tauschwerte produzierend oder setzend, Reichtum schaffend; solches ist sie nur unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen. Die damit zusammenhängenden Verkehrungen/Entfremdungen werden im Kapital ausführlich analysiert. Die Erkenntnis vom Doppelcharakter der Arbeit ist elementar für die Analyse des Kapitalismus als warenproduzierender Gesellschaft. Aber die Erzeugung des materiellen Lebens als Selbsttätigkeit – dies bleibt die Perspektive. Sie umfasst die Herrschaftslosigkeit in der Produktionsweise und damit die Beseitigung des Privateigentums (der Tauschwertakkumulation) als gesellschaftliches Regelungsprinzip und das Begreifen der Gesetze der Natur, um Katastrophen entgegenzuwirken.

Die Perspektive der »freien Tätigkeit« wird als Prozess gefasst: es geht um das Verhältnis von Notwendigkeit und Freiheit. Das Moment der Notwendigkeit in der materiellen Produktion soll so immer weiter zurückgedrängt werden zugunsten des freiheitlichen Moments von Selbsttätigkeit. Im Reich der Notwendigkeit wird Arbeit ein Verteilungsproblem – alle sollen Arbeit aus Not zu gleichen Teilen bewältigen; im Reich der Freiheit geht es um eine andere Art von Tätigkeit, in der die herkömmliche Arbeitsteilung, insbesondere die von Kopf- und Handarbeit, nicht

gilt. Der Weg geht über die Entwicklung der Produktivkräfte, die den Notwendigkeitscharakter bei der Erzeugung des materiellen Lebens ermäßigen; und er geht über die Entzweiung der menschlichen Arbeit, ihre Entfremdung. Die entfremdete Arbeit muss gewaltsam aufgehoben werden, dadurch dass der Mensch sich die von ihm geschaffenen Produktivkräfte schließlich aneignet, dies im umfassenden Sinn. Umgewälzt werden müssen die gesamten Produktionsverhältnisse, die die Verkehrung der menschlichen Gattung so weit trieben, dass alle Entwicklung, aller Reichtum, Kultur, die gegenständlichen Arbeitsbedingungen sich gegen die Arbeitenden versachlichten und zur Macht über sie wurden. Dieser Widerspruch kann nur durch einen Bruch in eine neue Form gebracht werden. In der Kritik des Gothaer Programms skizziert Marx die Stufe der genossenschaftlichen (gesellschaftlicher Besitz der Produktionsmittel) Gesellschaft, die – eben weil sie aus der kapitalistischen hervorgeht – die Muttermale dieser Gesellschaft trägt: »in jeder Beziehung, ökonomisch, sittlich, geistig«. Dann entwirft er als höhere »kommunistische Gesellschaft« ein Gemeinwesen, welches die Verkehrungen der Arbeit überwunden hat, und erst in diesem Zusammenhang fällt die Äußerung von der »Arbeit als erstem Lebensbedürfnis«.

»[…] nachdem die knechtende Unterordnung der Individuen unter die Teilung der Arbeit, damit auch der Gegensatz geistiger und körperlicher Arbeit verschwunden ist; nachdem die Arbeit nicht nur Mittel zum Leben, sondern selbst das erste Lebensbedürfnis geworden; nachdem mit der allseitigen Entwicklung der Individuen auch ihre Produktivkräfte gewachsen und alle Springquellen des genossenschaftlichen Reichtums voller fließen – erst dann kann der enge bürgerliche Rechtshorizont ganz überschritten werden und die Gesellschaft auf ihre Fahnen schreiben: Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!« (MEW 19, 21)

Diese Äußerung hat zu vielerlei Einseitigkeiten beigetragen. Neben der Vorstellung, Individuen, denen eine »arbeitsscheue« Haltung attestiert wird, könnten unter Berufung auf Marx zu solchen, denen »Arbeit zum ersten Lebensbedürfnis« wird, erzogen werden, war es auch gerade der Schlussaufruf »jedem nach seinen Bedürfnissen«, der Hoffnung und Befürchtung hervorbrachte, Marx könne eine Gesellschaft herbeigesehnt haben, in der die Bedürfnisse, die durch Kapitalismus und Überflussproduktion auf der einen Seite, Armut auf der anderen formiert sind, zum Maßstab gesellschaftlicher Regelung genommen würden. Dabei ist der Kontext eindeutig: Wenn es den Menschen gelingt, sich aus materieller Not und Herrschaft zu befreien, dann ist die Erzeugung des materiellen Lebens ihnen produktiver Genuss und Entfaltung ihrer Fähigkeiten. Dieses Bedürfnis werden sie leben können und insofern ihr Menschsein verwirklichen. Das schließt die Aufhebung jener Arbeitsteilungen ein, die die Entzweiung der menschlichen Arbeit als Grundlage von Gesellschaftsformationen hervorbrachten: die Teilung in Hand- und Kopfarbeit; in

Männer- und Frauenarbeit; in Arbeit und Nichtarbeit. Beziehen wir das bis hierher Entwickelte auf die im ersten Teil entstandenen Fragen:

Der Arbeitsbegriff

Das Selbstverständliche und beim Reden über Arbeit zugleich immerfort Vergessene scheint mir, ihren Formcharakter zu beachten. Die unterschiedslose Weise, in der über Arbeit gesprochen und gedacht wird, ist Quelle der meisten Missverständnisse. Wir sprechen über Lohnarbeit, nennen sie Arbeit und kritisieren die Rede von der Arbeit als erstem Lebensbedürfnis. Und umgekehrt: Die Erziehung zu diesem ersten Lebensbedürfnis ist nicht nur in sich widersinnig, sondern zumeist auch nur Erziehung zur Lohnarbeit in den verschiedenen Ausprägungen, ununterscheidbar von einem Unterwerfungskonzept in Industriebetrieben. Wenn wir die »Substanz« meinen, die in unserer heutigen Gesellschaft hauptsächlich die Gestalt der arbeitsteiligen Lohnarbeit angenommen hat, sollten wir vorläufig umständlich von der »Selbstbetätigung in der Erzeugung des materiellen Lebens« sprechen.

Arbeit als Systembegriff?

Die Versuche, insbesondere von Offe (1984) und Habermas (1985), Arbeit aus dem Zentrum von Gesellschaftstheorie zu rücken, werden verständlicher, wenn man zuvor unterstellt, Marx habe eine Gesellschaftstheorie hegelscher Art entworfen, in der er an die Stelle des Geistes die Arbeit setzte (so etwa Rüddenklau 1982, aber auch Bischoff 1973, 323: »In der Entwicklungsgeschichte der Arbeit liegt der Schlüssel zum Verständnis der gesamten Geschichte der Gesellschaft.«). Marx schrieb dagegen über die Verhältnisse, durch die die Selbstbetätigung der Menschen verschiedene Formen annimmt: solche der Verkümmerung der Individuen, ihrer äußersten Entfremdung in der Arbeit, deren Verkehrung in Negativität. Wesentlich ist dabei die Arbeitsteilung. In der Herrschaftsanordnung wird solche Teilung naturwüchsig, heftet sich an zufällige körperliche Eigenarten. D. h., sie verbindet sich mit den Personen ein Leben lang, gehört ihnen an wie eine Sache, sodass selbst das Bewusstsein einer »freien Tätigkeit« verschwindet. Die Arbeitsutopie habe keine Kraft mehr, sagt Habermas, ins Zentrum rücke die Lebensweise. In allen marxschen Schriften wird deutlich, dass es Marx um die Revolutionierung der Lebensweise ging, die er allerdings durch die Produktionsweise bestimmt sah. Ersetzt man den schillernden Arbeitsbegriff durch seine »Substanz«, so hören sich solche Marx-Verabschiedungen so seltsam an, wie sie sind. Es ginge jetzt nämlich darum, die Erzeugung des materiellen Lebens, also des Lebens selbst und der Lebensmittel, nicht mehr so wichtig zu nehmen, dass Gesellschaftstheorie von dieser Grundlage ausgehe. Hinter den Verabschiedungen steckt die Frage, ob die Erzeugung des materiellen Lebens u. U. herrschaftsförmig geregelt bleiben könnte und

gleichwohl menschliche Entwicklung und menschliches Glück möglich wären, Befreiung also auf Lebensausschnitte beschränkt bleiben könne. Das Problem, auf das so geantwortet wird, ist, dass man sich nicht vorstellen kann, dass in unseren kapitalistischen Gesellschaften revolutionäre Umgestaltung möglich sei und horizontale Vergesellschaftung machbar. Die Wirklichkeit von neuen sozialen Bewegungen mit Alternativprojekten hier und heute scheint den Ausschnitt-Lösungen recht zu geben. Die sich stets zuspitzende Katastrophenlogik kapitalistischer Gesellschaften im Weltmaßstab zerschlägt aber die Illusion, eine lebenswerte Zukunft ohne Einfluss auf die Rahmenbedingungen des Handelns im Großen zu haben. Es scheint mir dabei übrigens kein Zufall zu sein, dass die Frauenbewegung zwar zunächst immer als eine der sozialen Bewegungen genannt, bei der weiteren Diskussion aber sogleich vergessen wird. Denn ihre Fragen sind ohne die Aufhebung aller Herrschaft und Arbeitsteilung nicht lösbar.

Die Frage an die Kritische Psychologie

Es bleibt die Frage des frühen Milchholens. – Aus meinen arbeitsbiographischen Notizen wie aus meinen theoretischen Studien bin ich zu dem Resultat gekommen, dass die Lust zur Arbeit ebenso wie ihre Meidung, dass die Subbotniks und die Drückebergerei aus dem gleichen Stoff gemacht sind. In den Strukturen des gesellschaftlichen Lebens entwickelt sich eine blinde Dialektik. Unversehens und unkontrolliert schlägt die Begeisterung für die Arbeit um in ihr Gegenteil. Die praktische Lösung, das Leben außerhalb der Arbeit zu suchen, stößt allenthalben an Grenzen und ebenso an Überschreitungen. Die theoretische Lösung, Arbeit und Lebensweise getrennt zu denken, verrät die Perspektive der freien Selbstbetätigung, indem sie sie außerhalb der entfremdeten Arbeit einzulösen verspricht. Der Begriff der (verallgemeinerten) Handlungsfähigkeit in der holzkampschen Wendung könnte eine Bewegungsform für die blinde Dialektik von Arbeit und Faulheit sein, in der eine bewusste Entwicklung gedacht werden kann; das Auseinanderfallen von Arbeit und Lebensweise kann hier als historisches Produkt mit der Perspektive seiner Überwindung gefasst werden. Voraussetzung dafür wäre allerdings, die Dimensionen aufzunehmen, die Marx mit »Arbeit als erstem Lebensbedürfnis« vortrug. Die Erweiterung der Handlungsfähigkeit ist sicher Vorbedingung dafür, dass »freie Tätigkeit« möglich wird, aber wie und unter welchen Verhältnissen können die Menschen ihr materielles Leben so gewinnen, dass sie es nicht zugleich verlieren, sondern dass es Genuss, Lust, Liebe, Entwicklung, Gemeinwesen ist? Arbeit und Genuss sind durch Arbeitsteilung auseinandergetreten, heißt es in der Deutschen Ideologie (vgl. MEW 3, 32). Sie wieder zusammenzubringen bleibt Befreiungsperspektive.

Wie viel dazu nötig ist, beschreibt in literarischer Verdichtung Volker Braun, der

zu der Dimension des Lustvollen in der Arbeit – soweit sie möglich wird durch die Entwicklung der Produktivkräfte – die Schwierigkeit des sinnhaften Tuns formuliert:

»Wenn die Arbeit nicht mehr das Leben kostet, verliert sie den Ernst und die Leute machens aus Vergnügen. Dann reißt sich jeder darum, aber die Möglichkeiten sind begrenzt, das gibt neue Probleme. Man muss die Leute abhalten von den Maschinen, wo sie flippern wollen und optimieren. Da braucht es ein ganz anderes Bewusstsein. Im Kampf wie jetzt langt der Zwang und der materielle Anreiz, aber in einer ganz friedlichen Zeit müsste auch ein Sinn darin sein.« (Braun 1985, 106)

Die Frauenfrage

Was ist mit den feministischen Zweifeln, Marx habe ein Arbeitskonzept entwickelt, das die Frauen ausschloss und die Erkenntnis von Frauenunterdrückung verhindere? Feministische Kritik beruft sich insbesondere auf die marxschen Ausführungen im Zusammenhang mit dem Begriff des »Doppelcharakters der Arbeit«. Solcher Blick auf die Arbeit als einer Kraft, die zugleich Gebrauchswerte bilden kann und Tauschwerte schaffen, ist fundamental für Marx' Analyse des Kapitalismus und seiner Dynamik und damit ebenso grundlegend für seine Revolutionstheorie. Eine Gesellschaft, deren treibendes Motiv darin besteht, lebendige Arbeit in tote zu verwandeln (um in marxscher Metaphorik zu sprechen) und so die tote Arbeit in ihren Formen von Kapital, Maschinen, Fabriken Macht über die lebendige werden zu lassen, eine solche Gesellschaft manövriert sich in eine Katastrophe, wenn kein radikaler Eingriff erfolgt. Dieser muss die Grundstrukturen des gesellschaftlichen Handelns umstürzen: den Profit als treibendes Motiv und das heißt die Herrschaft des sich verwertenden Wertes über die lebendige Arbeit auf der Grundlage von Arbeitsteilung und Eigentum. In der Analyse des Doppelcharakters der Arbeit geht es um die Lohnarbeit als dominante Form der Verkehrung der Lebenstätigkeit. Im ersten Schritt der Veränderung geht es um die Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln. Diese Bestimmungen haben den Blick auf den männlichen Arbeiter in seiner historischen Gestalt als Ernährer der Familie und auf die Arbeiterbewegung als politisches Subjekt verengt. Der Protest der Frauen scheint zunächst gerechtfertigt. Denn selbst wenn wir unterstellen, dass es die kapitalistische Gesellschaft ist und nicht die marxsche Analyse, welche die Positionen in dieser Weise anordnet, bleibt doch in solcher Zurechtlegung eine eigentümliche Leere und Sprachlosigkeit, wenn über Frauen gesprochen werden soll. Statt Marx eilig abzuschwören, sollten wir einen Schritt zurücktreten und prüfen, ob aus seiner perspektivischen Formulierung von der »genussvollen Selbstbetätigung bei der Erzeugung des materiellen Lebens« für die Frauenfrage nicht doch vieles zu gewinnen ist. Tatsächlich stellt Marx selbst Frauenunterdrückung genau in den Kontext von

entfremdeter Arbeit:
»Die freilich noch sehr rohe, latente Sklaverei in der Familie ist das erste Eigentum, das übrigens hier schon der Definition der modernen Ökonomie entspricht, nach der es die Verfügung über fremde Arbeit ist.« (MEW 3, 32)
Selbst die angeblich ganz und gar vernachlässigte Arbeit im Hause bei der Reproduktion der Ware Arbeitskraft fasst Marx an einer Stelle – wenn auch nur in einer Fußnote – begrifflich als »die für die Konsumtion nötige Familienarbeit« (MEW 23, 417, Fn. 20).
Die erste entwickelte Verkehrung geschieht durch die Produktion für den Markt, die die Arbeit vergesellschaftet und zugleich Quantität und Tauschwert der Produkte in den Vordergrund rückt. In diesem Zusammenhang sind die Arbeitenden beider Geschlechter zunächst gleich. Sobald die unmittelbare Subsistenzproduktion überschritten ist, arbeiten beide Geschlechter für sich und Überschüssiges für den Markt. Die besondere Stellung der Frauen rührt hier schon daher, dass ein großer Teil ihrer Produktion – Schwangerschaft, Geburt, Aufziehen der Kinder – nicht vermarktet werden kann. Hier deutet sich heute – in der Gestalt von Leihmüttern und Reproduktionstechnologie – ein Nachholen an: dies mit einer Gewalttätigkeit, wie wir sie aus der »Zivilisierung« von »Naturvölkern« kennen. Das Erstere hat mit irgendwelcher selbstbestimmten Regelung von Gesellschaft so wenig zu tun wie das Letztere.
Ist nicht der Rahmen, den Marx für die menschliche Gesellschaft und die in ihr lebenden Individuen skizzierte, so, dass die besondere Unterdrückung der Frauen mit ihren naturwüchsigen Momenten ebenso wie mit den Ergebnissen sozialer Herrschaft darin heute eine ungeheure Dynamik erhält? In der Arbeitsteilung von Lebens- und Lebensmittelproduktion und in der Letzteren noch einmal zwischen Arbeit und freier Tätigkeit, Genuss, ist die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern auf eine teuflische Weise festgeschrieben. Der Bereich des Lebens wird vom Standpunkt der gesellschaftlichen Lebensmittelproduktion randständig und mit ihm diejenigen, die ihn in erster Linie bevölkern. Zugleich wird die Tätigkeit im gesellschaftlich zentralen Bereich entfremdet, sodass Hoffnung auf Befreiung sich auf jenen lebendig randständigen Bereich richtet. Auf die Frauen kommt die unzumutbare Belastung zu, im Stadium der Unterdrückung die Hoffnung auf ein besseres Leben darzustellen, auf Genuss, Sinnenfreude.
Bei Marx finden wir die Anspielung, dass der Arbeiter in der Arbeit nicht zu Hause sei und wo er zu Hause ist, er nicht arbeite (vgl. MEW EB 1, 514). Mit einem gewissen Recht wurde auch dieser Satz vom feministischen Standpunkt für kritikwürdig befunden: Spricht nicht auch er vom Standpunkt des männlichen Arbeiters und übersieht die Lage der Hälfte der Menschheit, die sehr wohl zu Hause arbeitet und mithin zu Hause ist, wo sie arbeitet (vgl. Ivekovic 1984)? Bei dieser Kritik wird

allerdings die in der marxschen Version angedeutete Blockierung übersehen. Es ist die doppelte Entzweiung, die Trennung der Sinnenfreude und des Lebenssinns von der Arbeit und die Teilung der Arbeit in solche, die einen Lohn bringt, und solche, die in dieser Hinsicht nichts gilt, die in der Metapher vom »nicht in der Arbeit zu Hause sein« ausgedrückt ist. In dieser Verkehrung besetzen die Frauen das Zuhause, den Randbereich, der gleichwohl Zuflucht ist, ein verkehrter Ort der Hoffnung. Die unterdrückende Überhöhung der Frauen wird überlebensnotwendig für die männlichen Lohnarbeiter. In der familiären Zusammenarbeit beider Geschlechter wird sie dauerhaft befestigt.
Wäre es nicht eine revolutionäre Tat, hier einiges durcheinanderzubringen, um eine neue Ordnung herbeizuführen? Um die Bereiche des Lebens aus ihrer Randständigkeit zu holen, müssten sie allgemein werden und damit aufgewertet. Und im gleichen Zug müsste der Bereich, der als gesellschaftliche Arbeit gilt, von den Frauen besetzt und zugleich in seiner Dominanz entkräftet werden. Wenn beide Geschlechter sich in alle Bereiche teilen, ist eine Dimension, die die bisherige, zerstörende Struktur bestätigte, ist ein Herrschaftsverhältnis aufgebrochen. Dies scheint mir eine Voraussetzung, um die Liebe zurück in die Arbeit zu bringen. Und die Bewegung der Frauen wird damit zentral für die Vermenschlichung der Gesellschaft.

Marge Piercy: „Frau am Abgrund der Zeit“

Aufgewühlt hat mich die Lektüre von Marge Piercy: „Frau am Abgrund der Zeit“.

In diesem Roman steht Connie, Migrantin aus Puerto Rico in den USA der 1970er Jahre im Mittelpunkt, die unerträglichen Schikanen und Missständen ausgesetzt ist. Sie wird in vielfacher Hinsicht ausgebeutet, misshandelt, geschlagen, von Behörden drangsaliert, kriminalisiert, ihre Tochter wird ihr genommen, schließlich landet sie gar (wiederholt) in der Psychiatrie, wo sie ihrer Freiheit beraubt, betäubt und schließlich zu Versuchen benutzt wird, bei denen man ihr eine Medikamentenpumpe ins Hirn pflanzt, um ihre Impulse zu kontrollieren.

Sie kommt in Kontakt mit Luciente, einem Wesen aus der Zukunft, und sie finden einen Weg, sich gegenseitig zu besuchen. Staunend und mitunter auch schockiert lernt Connie eine mögliche Zukunft kennen, in der alle über eine Art rotierendes Rätesystem über die relevanten Fragen mit entscheiden (Wie verwenden wir die knappen Ressourcen? Woran forschen wir?...). Zu Connies Überraschung erweist sich Luciente als Frau – in der Zukunft bewegen sich Frauen so frei und selbstverständlich, wie Connie das nur von Männern kannte. Gentechnologie wird zum Wohle von Mensch und Natur genutzt, knappe Güter werden sparsam verwendet (Kaffee nur zweimal die Woche, es gibt eben „nur“ 20 verschiedene Stoffmuster…), Kinder kommen aus der Retorte, werden feierlich geboren und haben drei Mütter (auch Männer werden „Mütter“, sie stillen sogar). Jeder hat einen Raum/Haus für sich, zudem gibt es eine Vielzahl von Gemeinschaftsräumen zum Essen, Spielen, für die Kinder, zum Feiern….
Alle lernen permanent, indem sie sich für eine befristete Zeit einer Lehrperson zuordnen. Die Worte „er“ und „sie“ gibt es nicht mehr, es heißt stattdessen neutral „per“. Die Beziehungen sind vielfältig und komplex, in der Regel aber nicht monogam. Konflikte werden mediiert. Menschen begehen Verbrechen und leisten individuell verhandeltete Wiedergutmachung.
Es gibt Menschen, die sich nicht beteiligen, durch die Lande ziehen usw., sie werden nicht verfolgt oder eingesperrt, dürfen aber selbstgewählte „Outsider“ sein.
Arbeiten sind gleichwertig. Als Connie fragt, warum eine so begabte Forscherperson dennoch bei der Landarbeit und Kinderpflege mitwirkt, erhält sie die verständnislose Reaktion: „Findest Du Nahrung herstellen und Kinder aufziehen etwa nicht so wichtig?“
Generell tun Connies Freund_innen das, was sie tun, mit Begeisterung, aber nur selten ein Leben lang, sie entwickeln sich weiter und scheinen nicht in gleichem Maße identitär mit der Arbeit verhaftet zu sein, wie wir das (noch) gewohnt sind. So wird die Haltung zur Arbeit beschrieben in etwa mit: „Ich

tue diese Arbeit, weil sie einem Bedarf Rechnung trägt. Vor mir haben andere und nach mir werden wieder andere diese Arbeit tun.“
Beziehungen sind von großer Bedeutung, es wird ständig etwas gefeiert oder es gibt Rituale. Viele kulturelle Einflüsse sind integriert. Dinge werden weitergegeben, wenn man sie nicht mehr braucht. Hawk entscheidet mit 12 Jahren, das Haus zu wechseln und ihre Behausung einem kleineren Kind zu überlassen, weil dann der Weg zum Kinderhaus nicht so weit und sie ja jetzt schon größer sei.

Gleichwohl liegt die zukünftige Welt im Krieg mit der „alten Welt“ und zwingt alle auch für eine Zeit zum „Wehrdienst“. Soweit nur einige Aspekte, die zum Teil Zustimmung bei mir auslösen, zum Teil auch Widerspruch.

Besonders spannend finde ich, mich wie Connie immer auch als „Kind meiner Zeit“ zu erfahren, die „sich selbst im Wege steht“, die sogar ihre Fesseln nicht loslassen will. Einmal heißt es, sie hasse diese fröhlichen Retortenkinder, die ohne die Brandmale von Rasse und Geschlecht fröhlich durcheinandertollen.
Nach dem Werden dieser zukünftigen Welt fragend, erfährt Connie, dass ihre Freund_innen auch schwere Entscheidungen aus Einsicht in die Notwendigkeit treffen mussten, diese aber stets kollektiv ausgehandelt wurden und diese Welt daher auch in permanenter Veränderung und im Zustand des Experiments ist. Manches wurde erprobt und dann verworfen. Manches fiel schwer, aufzugeben (die „natürliche“ Mutterschaft). Es gibt eine Einsicht darin, dass teilweise ein Preis bezahlt werden muss oder etwas nicht günstig für den größeren Zusammenhang ist. So wurde z.B. dagegen entschieden, dahingehend zu forschen, wie das Leben möglicherweise weiter verlängert werden kann. Die zukünftige Gesellschaft definiert sich u.a. über das Ziel, vorerst noch die „Wunden zu heilen, den Raubbau der vergangenen Jahrhunderte rückgängig zu machen“.

Es wird einmal….

Es gibt eine Vielzahl von gemeinsamen Einrichtungen in unserem Stadtteil – Häuser, Räume und Plätze – an denen ich mich Zuhause fühle und wo wir Kollektivität leben können.
So gibt es zum Beispiel dieses Gemeinschaftshaus, mit großen Fenstern und hoher Decke, in der Mitte ein großer Kamin oder offenes Feuer. In diesem Raum können wir allein, zu zweit oder in Gruppen Sitz- und Liegeecken aus beweglichen Elementen bauen und mit beweglichen Stellwänden voneinander abteilen. Essen und Trinken kann mitgebracht werden, es wird aber auch dort – in einem weiteren Raum gekocht und

gebacken, was preiswert zu erwerben ist.
In einem angrenzenden Raum und auf dem Außengelände können die Kinder spielen. Es ist immer jemand dort, der, sofern Bedarf, aufpasst. Ich kann also spontan mit einer Freundin dort hingehen, um in Ruhe zu Quatschen, oder allein, um zu lesen oder um mit Freundinnen ein Redaktionstreffen abzuhalten usw.
Wenn Bedürfnisse nach Ruhe usw. hier kollidieren, findet man gemeinsam eine Lösung. Niemand wird schief angeguckt, weil er/ sie ein solches Bedürfnis äußert.
In der Schule gibt es im Übrigen das Schulfach „Gewahrsein“ oder „Achtsamkeit“, in dem Kinder üben/ lernen, ihre Bedürfnisse wahrzunehmen und zu formulieren.

Derweil wird an weiteren Gemeinschaftsräumen gearbeitet: Badehäuser, in denen es z.B. auch separierte Badewannen für eine allein gibt. Räume, deren Nutzung man anmelden kann, wenn man feiern möchte, Gästezimmer für Leute von weit her, Lesehallen mit gemütlichen Sofas und Liegen, Fitness-Räume und kleiner Sporthallen, in denen man sich zum Yoga usw. treffen kann, Werkstätten, in denen man malen, sägen oder sein Fahrrad reparieren kann – wie gesagt, alles in Fußnähe. Es gibt jede Menge guter, qualifizierter Arbeit dort, Handwerker_innen, Erzieher_innen, Köch_innen, Trainer_innen, Bademeister_innen….
Immer wieder ist auch Mitarbeit gefragt, sei es beim Putzen oder wenn Bereiche ergänzt oder gestaltet werden sollen. Da gibt es dann eine Ankündigung, wann welche Aktion ansteht und in der Regel nehmen alle daran im Rahmen ihrer Möglichkeiten teil.

Die Hinterhöfe sind begrünt, da es kaum noch Garagen braucht. An jeder Ecke gibt es einen Gemeinschaftsgarten und einen Ständer für City-Bikes.

Wir haben uns von vielen Dingen getrennt und unseren Wohnraum und Keller gerne verkleinert. Das meiste unserer alten Dinge steht nun uns und anderen in den Gemeinschaftseinrichtungen zur Verfügung. Eine große Erleichterung von Ballast und so viel weniger zum Aufräumen und Putzen!
Zugleich gibt es kaum noch Wohnungsnot.

Angesichts der vielen Möglichkeiten, Dinge und Dienstleistungen gemeinsam und nahezu kostenfrei zu nutzen, haben uns die drastischen Steuern nicht gestört. Wohnraum ist bis zu einer gewissen qm-Zahl pro Person kostenfrei, Bus und Bahn sind kostenfrei usw., kurzum, wir kommen mit 300 Sponks (unsere lokale Währung) pro Person reichlich aus.

Gute Ernährung spielt eine große Rolle in dieser Welt: Das „Einkaufen“ ist einfacher geworden. Bestimmte Produktionsbedingungen sind schlichtweg verboten worden und dieses Verbot wurde radikal umgesetzt. Ich muss mir also keine Gedanken darüber machen, ob in

den Dingen, die ich kaufe, Kinderarbeit, Ausbeutung, Pestizide, Suchtmacher, Gentechnik oder was auch immer stecken. Die Auswahl ist geringer geworden, manche Lebensmittel oder Dinge gibt es nicht in der Menge oder nicht zu jedem Zeitpunkt. Dafür gibt es neue und andere Lebensmittel – weniger häufig Kiwis, dafür ein Dutzend Apfelsorten. Wir haben Verfahrensweisen entwickelt, um das, was rar ist, gerecht zu teilen oder zirkulieren zu lassen.
Die Einsicht ist an die Stelle von „Verzicht“ getreten.
Es gibt im Übrigen ein Unterrichtsfach mit dem Titel: „woher kommt eigentlich…“, in dem die Kinder erkunden, wie bestimmte Lebensmittel und Produkte hergestellt werden. Sie erwerben Wertschätzung und Respekt vor der Arbeit und den Ressourcen, die in den Dingen stecken.
Zudem gibt es das Unterrichtsfach: „Jahreszeitlich kochen“. Schulnoten sind abgeschafft.

Da wir die Erwerbsarbeit radikal gekürzt haben, können wir spontan Freund_innen und Angehörige treffen, freuen uns über Anrufe und Besuch, können uns Zeit nehmen, um einander zu helfen, einer alten Nachbarin vorzulesen, dem Nachbarn mit dem gebrochenen Arm beim Abwasch zu helfen, für jemanden die Wäsche mit aufzuhängen…
Zugleich haben wir keinerlei Hemmungen mehr, andere um Unterstützung zu bitten. Gegenseitige Unterstützung geschieht ohne große Organisation und ist eine selbstverständliche Praxis geworden. Am Ende eines Tages habe ich etwa eine Stunde lang im engeren Sinne etwas für jemanden anderen getan – wobei es schwer fällt, das eigentlich noch abzugrenzen. Wir reden darüber, wer was braucht und wer weiterhelfen kann, niemand gibt, bis er/sie sich verausgabt, jede_r wagt, Bedürfnisse zu äußern. Das es mal ganze Regalwände in den Buchhandlungen gab zum Thema: „Wie sage ich Nein und sorge besser für mich“ erstaunt uns.

Wir stellen fest, dass eine ganze Vielzahl von Erkrankungen kaum noch auftritt, eben alle, die mit sukzessiver Vergiftung, Stress und so weiter zusammenhingen.

Eine eigene Utopie, die gemeinsam mit vielen von Euch gestaltet wird, zu erklären, fühlbar zu machen, fällt mir schwer. Ich zitiere aus einem mir sehr ans Herz gewachsene Buch „Die Republik der Frauen von Giaconda Belli.

Zur Einführung: Faguas ist ein Land, von dem ganz Lateinamerika spricht, denn hier ist Unerhörtes gelungen. Eine Handvoll entschlossener Frauen hat den rückständigen Machos die Macht entrissen. Mit Hilfe der „Partei der erotischen Linken“, mit Humor, Toleranz und Selbstironie (und mit Hilfe eines Vulkanausbruchs, in dessen Folge der Testosteronspiegel der Männer allzu niedrig wurde) haben Frauen jeden Bereich des

öffentlichen Lebens übernommen.
Die von mir zitierten Zeilen befinden sich fast am Ende des Buches, ein Zeitpunkt, an dem alles möglich erscheint.

„Ich bereue nicht, dass wir so verrückt waren, die Männer nach Hause zu schicken. Aber ich gebe zu: Die Maßnahme war ziemlich extrem. Glücklicherweise konnte es sich Faguas als kleines Land leisten, Identitäten und Rollen durcheinanderzuwerfen. Ich habe einen Preis dafür bezahlt. Ich würde nicht so weit gehen, es als absolut notwendige Maßnahme vorzuschlagen, damit die Frauen anerkannt werden. Was ich jedoch sicher weiß, dass es in meinem Land eine Veränderung brachte, die sich gelohnt hat. Man braucht sich nur anzuschauen, mit wieviel Respekt jetzt die Hausarbeit betrachtet wird. Kein Mann hält Waschen, Bügeln, Kochen oder Kinderhüten mehr für unter seiner Würde. Die jungen Familien von Faguas teilen sich diese Tätigkeiten. Überall in den Stadtvierteln sind Gemeinschaftsküchen entstanden, und die Zahl der gut ausgebildeten freiwilligen Tagesmütter ist ungeheuer gestiegen. In jedem Betrieb gibt es einen Hort für die Kinder und an manchen Orten der Stadt sogar Ruhestationen wie die, wo man die Kinder in Obhut geben kann, wenn man einkaufen geht. Kinder, Mütter und Väter müssen sich nicht mehr voneinander trennen, bevor die Kinder mit zwölf Jahren in die ordentliche Schule gehen. Inzwischen wertet jedes Unternehmen die Mutterschaft als einen Beitrag zur Zukunft und die Zeit, die Mütter und Väter ihren Kindern widmen, als Garantie für eine gesunde Gesellschaft. Straßengangs gibt es nicht mehr, auch kaum noch Drogenprobleme. Unser Land ist voller Blumen, es gibt genug zu essen für jeden, die Menschen geben aufeinander acht und respektieren auch die vielfältigen Formen der Liebe. Unser Konzept des Glücklichseins hat funktioniert. Wir sind auch wohlhabender, weil wir die Bildung unserer Menschen nicht vernachlässigen und in sie und ihr tägliches Leben alle Mittel investieren, die wir haben. Wir sind vor allem deshalb wohlhabender, weil wir die älteste Form der Ausbeutung abgeschafft haben: die von uns Frauen. Klar: Wir sind keine perfekte Gesellschaft. Es macht uns ja zu Menschen, wenn wir erkennen, dass es immer Kämpfe und Herausforderungen geben wird. Aber immerhin, wir kommen voran. Wir setzen einfach einen Fuß vor den anderen.“

Was ein Kind braucht

Wenn ein Kind geboren ist,
Braucht es eine Wohnung,
Kleider, eine Spielzeugkist,
Bonbons als Belohnung,
Murmeln und ein eignes Bett,
Einen Kindergarten,
Bücher und ein Schaukelbrett,
Tiere aller Arten,
Wälder, Wiesen, eine Stadt,
Sommer, Regen, Winter,
Flieger, Schiffe und ein Rad,
Viele andre Kinder,
Einen Mann, der Arbeit hat,
Eine kluge Mutter,
Länder, wo es Frieden hat,
Und auch Brot und Butter.
Wenn ein Kind nichts davon hat,
Kann's nicht menschlich werden.
Dass ein Kind das alles hat,
Sind wir auf der Erden.

Peter Maiwald

Auf diesem Gedicht von Peter Maiwald aus den siebziger Jahren gründet sich meine Utopie. Sie ist die Utopie eines Lebens ohne Mangel an den wesentlichen Dingen. Es fehlt nicht an Liebe, Geborgenheit, innerer Sicherheit. Manchmal glaube ich, in den jüngeren GenossInnen dieses zu finden, dann sehe ich aber oft, sie sind doch auch Resultate unserer Zeit und können aufgrund eigener innerer starker Verletzungen dies nicht leben.
Wenn ich mir eine Utopie denke, darf ich vieles ausblenden, was dem im realen Leben entgegen steht. Und dies möchte ich hier tun. Einfach denken, es sei möglich. Was es dafür braucht, sind viele Menschen, die einem Kind helfen, groß zu werden. Die es nicht in Rollen wie weiblich oder männlich pressen, es entfalten lassen zu einem Menschen, der sich aussucht, was er sein mag. Alle Talente und Fähigkeiten werden gefördert und jede und jeder hat die Möglichkeit, auszuprobieren, welche berufliche Richtung eingeschlagen wird.
Dann werden Machtgier und Habsucht keine Rolle mehr spielen und die nächste Generation kennt diese Worte nicht mehr…
Ein menschliches Leben ist dann möglich.

Trümpfe im Ärmel der Menschheit
Fürsorge, Empathie und kollektive Kinderaufzucht

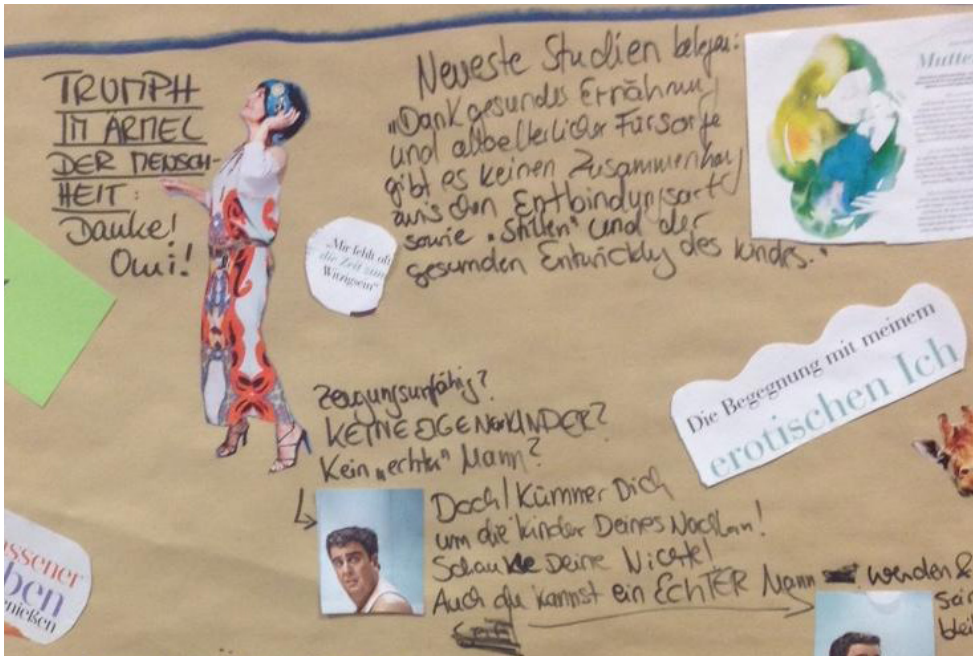
Text Frigga Haug

Zum Mainstreamdenken gehört: Konkurrenz kennzeichnet das Wesen des Menschen. Er wird egoistisch geboren. Jedes Gefühl für andere muss mühsam anerzogen werden. Motor unseres Handelns ist der Gedanke: Wie verbreite ich heute mein Genmaterial? Wie die Schimpansen sollten Mütter ihre Kinder stets im Fell und in Ermangelung dessen in einem Tragetuch mit sich führen, Hauptsache körpernah … Evolutionsforschung ist ideologisch besetztes Gebiet, durchdringt unseren Alltagsverstand und legitimiert die herrschenden

Verhältnisse.

Die Anthropologin Sarah Hrdy hat eine andere Geschichte über die Menschwerdung verfasst. Sie behauptet, dass die wesentlichen menschlichen Fähigkeiten der Kooperation und der sie begründenden Empathie aus der gemeinschaftlichen Kindererziehung stammen. Ihre Belege kommen aus der Primatenforschung und aus den letzten Sammler- und Jägergesellschaften. Sie nimmt die Zeugnisse aus der Evolutionsgeschichte und ihre eigene 30-jährige Forschung in sieben Ländern wieder auf und verdichtet sie zur neuen Forschungsfrage: Wie „gelang es der Menschheit, so lange Zeiträume und so einschneidende Klimaschwankungen während der letzten Eiszeit […] zu überstehen“? Die vorherrschende Lehrmeinung vom rationalen eigennützigen Akteur, der in Konkurrenz mit anderen sein Überleben gewinnt, taugt nicht, um die fortdauernde fürsorgende, uneigennützige Verhaltensdisposition zu erklären, die das Überleben der Gruppe sichert. Die Forschungsfrage dürfe nicht vom Individuum her gestellt werden, sondern von vorneherein sozial, sie sollte von der Angewiesenheit der einzelnen auf die anderen ausgehen. Als „prosoziale Impulse“ bezeichnet sie „Neigungen, Dinge zu tun, die anderen nützen“. Statt davon auszugehen, dass „Babys als kleine Egoisten zur Welt kämen“ und mühsam sozialisiert werden müssten, sucht sie andere „arttypische“ Dispositionen. Mit wirklich unglaublicher Leichtigkeit wirft sie altehrwürdige Bedenken über den Haufen. So zum Beispiel die Legende, in der die Jäger auf Großwildjagd gehen und ein riesiges Stück Fleisch mit nach Hause bringen und so für die Ernährung der Familie sorgen, während die Frauen mit kleiner Sammlertätigkeit nur nebensächlich zur Ernährung beitragen. Hrdys Widerlegung ist ganz einfach: Großwildjagd war sehr gefährlich, viele kamen dabei um. Die Jäger waren z. B. vier Wochen lang unterwegs, kamen mit großen Tieren zurück und veranstalteten ein riesiges Fest. Niemand hat sich gefragt – aber irgendwann musste sich doch der gesunde Menschenverstand durchsetzen –, wie Kinder einmal im Monat von Fleisch ernährt werden können, da sie doch täglich essen müssen.

Abgesehen von der Sprache bestehe der letzte herausragende Unterschied zwischen uns und anderen Menschenaffen aus einem Bündel hypersozialer Merkmale, die uns erlauben, die mentalen Zustände und Gefühle anderer Menschen im Blick zu haben. Hrdy berichtet über Studien zu Kooperationen, die koordinierte Handlungspläne voraussetzen mit dem Ergebnis, dass die Fähigkeit, wahrzunehmen, „was andere wissen, beabsichtigen und wünschen“, als „ultrasoziale“ „biologische Prädisposition“ des Menschen aufzufassen sei. Sie nennt dies „emotional modern“. Darwins funktional-historischer Logik folgend nimmt sie an: Es muss soziales Verhalten – also Hilfsbereitschaft – selbst eine Überlebensstrategie sein. Sie unterzieht die vorhandenen Forschungen einer Relektüre und kommt zu dem Ergebnis, dass die Fixierung auf die Konkurrenz als Motor der Entwicklung



dazu geführt hat, „die Aufzucht von Kindern“ schlicht zu „übersehen“. Dies ist ihre zentrale Intervention, in der sie die Frage der Mütter zugleich ins Zentrum rückt und dem biologischen Essenzialismus entzieht. Mütter sind fortan auch eine Chiffre für diejenigen, die für die Nachkommen sorgen, und dies sind schließlich alle Gruppenmitglieder, die sie in der Folge, zusätzlich zu den natürlichen Eltern, „Alloeltern“ oder „Allomütter“ nennt. Sie berichtet von gemeinsamer Kinderfürsorge in verschiedenen Stämmen und insbesondere davon, wie Menschenmütter die „Hypervigilanz“ überwinden, die Menschenaffenmütter auszeichnet. Damit meint sie das nervöse Verhalten, die Kleinen keine Sekunde aus dem Kontrollblick zu lasen. Sie berichtet den paradoxen Befund, dass Menschen, die unter allen Menschenaffen die größten, sich am langsamsten entwickelnden und also kostspieligsten Nachkommen hervorbringen, sich zugleich am schnellsten fortpflanzen, also über den ganzen Globus verbreiten. Sie geht ferner davon aus, dass die menschliche „Hyperfertilität“, also die hohe Fruchtbarkeit ohne soziale „alloelterliche“ Unterstützung nicht möglich gewesen wäre. So unterzieht sie die vorherrschenden Vorstellungen über die Bedeutung der Mutter-Kind-Beziehung für die menschliche Entwicklung scharfer Kritik (so u. a. Bowlbys Bindungstheorie 2006, 2008). Nachvollziehbar zeigt sie, dass westliche Evolutionsforscher sich einseitig auf Mütter fixiert hatten und nach nicht ausgesprochenen Arbeitsmodellen vorgingen, wie eine

gute Mutter sein soll, und dabei selbst in der Primatenforschung andere Fürsorgemodelle schlicht übersahen. Bisher hat alle Anthropologie und Evolutionstheorie Frauen ganz gleich aufgefasst als: „Frauen sind diejenigen, die Kinder kriegen, also fruchtbar sind, und so mehrt sich das Menschengeschlecht". Sobald Frauen keine Kinder bekommen – aus Alters- oder anderen Gründen –, kommen sie in der aufgezeichneten Menschheitsgeschichte nicht vor. Niemand hat gefragt, was Frauen bis zur Menarche und noch nach der Menopause viele Jahre auf der Welt tun. Hrdys These: Die Menschheitsgattung konnte sich trotz kostspieliger Investition deswegen so stark vermehren, weil es Geschwister gab und Großmütter. Vor allem Großmütter haben dafür gesorgt, dass die Sterblichkeitsquote im Verhältnis zu Stämmen ohne ältere Frauen um 50 % sank. Zudem erlaubt kollektive Fürsorge Kindern, langsamer zu wachsen und dabei komplexere Fähigkeiten zu erwerben. „Großmütter sind der Trumpf im Ärmel der Menschheit", so Hrdy. Sie zitiert Stephanie Coontz aus ihren Studien zu „Risikokindern": „Kindern geht es am besten in Gesellschaften, in denen die Kinderaufzucht als so wichtig erachtet wird, dass man sie nicht allein den Eltern überlassen will." Das betraf Großmütter und ältere Geschwister, aber auch Väter und den gesamten Stamm. Erst Anfang des 21. Jahrhunderts, so Hrdy, hätten Wissenschaftler ernsthaft damit begonnen, die physiologischen Grundlagen väterlicher Zuwendung zu erforschen. Sie beschreibt die hormonellen Veränderungen bei Männern, die mit Kindern leben (sinkender Testosteronspiegel), und bemerkt ein „immenses, aber allzu häufig ungenutztes Potenzial männlicher Fürsorge für Kinder". Sie berichtet von wachsendem Datenmaterial über traditionelle Gesellschaften mit „alloelterlicher Beteiligung an der Kinderaufzucht" und den hartnäckigen Beteuerungen, diese seien als Ausnahme zu sehen. Sie greift die Bindungstheorie mit ihrer Forderung nach ständigem mütterlichen Körperkontakt an, die schließlich Grundlage hitziger Debatten über die Ganztagsbetreuung in Kindertagesstätten geworden ist. Kinder, die von ihren Müttern getrennt und in kollektive Obhut gegeben werden, entwickelten zwangsläufig die Fähigkeit, andere auf sich aufmerksam zu machen, eigene Bedürfnisse recht frühzeitig mitzuteilen, in den Mienenspielen anderer zu lesen und sie zu erwidern. Kurz: Evolutionär entwickelten sich beide, die Kinder und die Erwachsenen, die für sie sorgten, reziprok. „Ohne die Fähigkeit, uns kognitiv und emotional in eine andere Person hineinzuversetzen, zu fühlen, was sie fühlt, uns für ihre Ängste und Motive, Sehnsüchte, ihren Kummer, ihre Eitelkeiten und andere Einzelheiten ihrer Existenz zu interessieren, ohne diese Mischung aus Neugier auf andere und emotionale Identifikation mit ihnen, einer Kombination, die zu wechselseitigem Verstehen und manchmal auch Mitgefühl führt, hätte es homo sapiens nie gegeben."

Ein Mosaik von Merkmalen bestimmte also die Lebensgeschichte der Menschen: verlängerte Lebenszeit von Frauen, prosoziale Tendenzen, besonders die Teilung von Nahrung, und schließlich Gehirne mit größeren Volumen.

Wir erinnern die wichtige Bestimmung der Menschwerdung aus der Werkzeugherstellung; sie ist Grundlage der notwendigen Kritik an der Verkehrung und Entfremdung der Arbeit im Kapitalismus; und als weitere Menschwerdungsgeschichte haben wir die von Hrdy mit der kooperativen Kindererziehung und der Bedeutung von Trennung statt Verklammerung von Mutter und Kind und die daraus entstehende Möglichkeit der Entwicklung von Sozialverhalten und Hilfsbereitschaft. Unsere Aufgabe besteht jetzt darin, die Stränge zu einer Geschichte – und einem Projekt – zu verknüpfen und nicht eines zugunsten von anderen als schwachsinnig zu unterdrücken.

Für uns als Marxistinnen/Feministinnen stellen sich weitere konkrete Fragen:

Auf welche Weise können wir den noch hegemonialen Glauben, es gäbe keine Alternativen, denn das „Wesen des Menschen" basiere auf Konkurrenz, erschüttern? Wie bewegen wir uns dabei (selbst-)kritisch im hochideologischen Feld von Soziobiologie, Evolutionsforschung und Geschichtswissenschaft?

Angesichts von Vereinzelung und sozialer Verwahrlosung: Wo finden, wie schaffen und wie pflegen wir liebevolle, solidarische und verlässliche Kollektive? Wie bringen wir uns in die Debatten um „Überalterung" der Gesellschaft, „Pflegenotstand", „Care" und Kindeswohl ein?

Wie verknüpfen wir all dies mit der Vier-in-Einem-Perspektive, die u. a. darauf zielt, Fürsorge und Reproduktion in die Hände aller zu legen, als Recht und Verpflichtung zugleich?

Sarah Blaffer Hrdy: Mütter und andere. Wie die Evolution uns zu sozialen Wesen gemacht hat.
Berlin 2010.
Frigga Haug: Hilfsbereitschaft als Überlebensstrategie. Hrdys Forschungen zu Jungenaufzucht und Menschwerdung. Das Argument 291 (2011), S. 709–722.